

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Einleitung: Kirchenleitung in der Evangelischen Landeskirche in Baden | 9 |
| UDO WENNEMUTH | |
| Karl Friedrich von Baden (1728–1811) | 22 |
| VOLKER RÖDEL | |
| Johann Ludwig Ewald (1748–1822) | 42 |
| JOHANN ANSELM STEIGER | |
| Johann Niklas Friedrich Brauer (1754–1813) | 66 |
| JOHANNES EHMANN | |
| Johann Peter Hebel (1760–1826) | 86 |
| HANSFRIEDER ZUMKEHR | |
| Ludwig Hüffell (1784–1856) | 118 |
| GERHARD SCHWINGE | |
| Carl Ullmann (1796–1865) | 138 |
| HANS PFISTERER † | |
| Julius Ludwig Heintz (1818–1878) | 158 |
| MARTIN SCHNEIDER | |
| Karl Wilhelm Doll (1827–1905) | 170 |
| MARKUS MALL | |
| Albert Helbing (1837–1914) | 204 |
| GERHARD SCHWINGE | |
| Eduard Uibel (1846–1925) | 228 |
| UDO WENNEMUTH | |
| Ludwig Schmitthenner (1858–1932) | 252 |
| MICHA WILLUNAT | |
| Klaus Wurth (1861–1948) | 268 |
| KLAUS FINCK † UND UDO WENNEMUTH | |
| Julius Kühlewein (1873–1948) | 316 |
| ROLAND LÖFFLER | |
| Hermann Maas (1877–1970) | 378 |
| ECKHART MARGGRAF | |

| | |
|---|---------|
| Karl Bender (1881–1961) | 402 |
| UDO WENNEMUTH | |
| Otto Friedrich (1883–1978) | 442 |
| JÖRG WINTER | |
| Julius Bender (1893–1966) | 480 |
| ROLF-ULRICH KUNZE | |
| Erik Wolf (1902–1977) | 500 |
| ALEXANDER HOLLERBACH † | |
| Otto Hof (1902–1980) | 514 |
| GERD SCHMOLL † | |
| Hans Bornhäuser (1908–1996) | 532 |
| GERD SCHMOLL † | |
| Adolf Würthwein (1911–1991) | 558 |
| ECKHART MARGGRAF | |
| Hans-Wolfgang Heidland (1912–1992) | 584 |
| GERHARD RAU † | |
| Horst Weigt (1912–1997) | 608 |
| JOHANNES EHMANN | |
| Günther Wendt (1919–2004) | 618 |
| JÖRG WINTER | |
| Albert Stein (1925–1999) | 634 |
| JÖRG WINTER | |
| Bildnachweis | 653 |
| Verzeichnis der Abkürzungen | 654 |
| Personenregister | 656 |
| Autorenverzeichnis | 668 |
| Alphabetische Auflistung aller Lebensbilder der Bände I–V | 670 |

Johann Ludwig Ewald (1748–1822)

JOHANN ANSELM STEIGER

Vorbemerkung

Johann Ludwig Ewald¹ darf mit Recht als eine zentrale Gestalt der Kirchen- und Geistesgeschichte der deutschen Spätaufklärung angesehen werden und war einer der literarisch produktivsten Geister seiner Zeit. Seine Schriften umfassen Predigten, aber auch Romane, Erbauungsbücher, außerdem aufgeklärte Streitschriften zu politischen Tages- und Grundsatzfragen, pädagogisch-populäre Handbücher, aber auch philosophische Traktate, Kinderbücher für den Schulgebrauch, aber auch theologiegeschichtliche Untersuchungen, Zeitschriftenartikel und auch akademische Vorlesungen, Kalenderbeiträge, aber auch Gedichte. Zudem hat Ewald als Herausgeber mehrerer Zeitschriften und Begründer von Lesegesellschaften dem aufklärerischen Strukturwandel der Öffentlichkeit Rechnung getragen, war aber gleichzeitig bestrebt, dem rechten Glauben ein neues Podium in der sich stark ausdifferenzierenden und pluralisierenden Welt der öffentlichen Meinungsbildung zu verschaffen. Dass Ewald ein Mann der Netzwerke war, belegen nicht nur seine Zeitschriftenprojekte, sondern auch seine vielfältigen Briefwechsel, die nicht allein der Pflege von Freundschaften dienen, sondern ebenso darauf aus waren, der von Ewald selbst als ‚wahres Bibelchristentum‘ bezeichneten Bewegung gegen den um sich greifenden theologischen Rationalismus eine Kommunikationsbasis zu verschaffen. Ewalds geistige Ausrichtung wird getragen von einem Konglomerat an produktiven Spannungen. Ewald ist Volksaufklärer und Prediger der biblischen Aufklärung durch die Offenbarung, er ist aufgeklärter Publizist und rechtgläubiger Erbauungsschriftsteller, Theologe reformierter Herkunft und Luther-Rezipient, Kämpfer für das Wort vom Kreuz und liebevoll-kämpferischer Apologet des antijudaistisch angegriffenen Judentums, revolutionärer Streiter für die Menschenrechte im Reich der Welt und Prediger der Rechtfertigung des Sünders durch Gott, entschiedener Kritiker der Ständegesellschaft und Partisan für das Reich Gottes, vom aufgeklärten Rationalismus abgefallen und dennoch kein Verächter der Vernunft, Theologe der biblischen Narrativität und philosophisch gebildet und nicht zuletzt: Polyhistor und Polygraph.

Kindheit und Jugend

Ewald wurde am 16. September 1748 (nicht 1747) in Dreieichenhain im Fürstentum Isenburg als erstes Kind der Eheleute Georg Ernst Ewald (gest. 1772) und Maria Charlotte geboren. Der Vater war ein gehobener Beamter in der Verwaltung Wolfgang Ernsts I. von Isenburg-Birstein, der von 1711 bis zu seinem Tod 1754 regierte. Als Amtskeller war er verantwortlich für Requisition, Lagerung und Verwertung des Fruchtzehnten sowie für die Eintreibung des Steuergeldes. Unter der religiösen Erziehung durch seinen Vater, der

wohl der pietistischen Frömmigkeit – damals im Hessischen stark verbreitet – nahestand, hat Ewald gelitten. Durch den permanenten Zwang zur Lektüre der Bibel wurde Ewald die Heilige Schrift völlig verleidet. Aus seiner Erziehung mag sich daher auch Ewalds Hinwendung zur aufgeklärten Neologie erklären, die sich spätestens während seiner Studienzeit in Marburg vollzog. Noch im Jahre 1783 schreibt Ewald auf seine religiöse Frühsozialisation zurückblickend: *Ich schreibe da keine Satire; ich red' Ihnen aus eigener Erfahrung. Vier, fünfmal hatt' ich die Bibel auslesen müssen. Vom Spiel, vom frohem [!] Naturgenus musst' ich weg an die Bibel. Ich musste weglesen Propheten, wie Patriarchengeschichte; Brief an die Römer, wie die Evangelien. Hinten drauf etwas aus Valentin Wudrians Kreuzschule; natürlich war diese Stunde eine Kreuzschule für mich. Die Bibel war mir so zuwider, daß ich nicht übertreibe, wenn ich sage: der bloße Anblick des Bandes machte einen widerlichen Eindruck auf mich [...] Nun kam ich in Freiheit, und lies sie liegen so lang ich konnte.*²

Im Wintersemester 1766 begann Ewald an der Universität Marburg das Studium der Theologie, an der zu dieser Zeit die Ordinarien David Samuel Daniel Wyttenbach (1706–1779), Heinrich Otto Duysing (1719–1781) und Carl Wilhelm Robert (1740–1803) lehrten. Zudem hat Ewald höchstwahrscheinlich bei Johann Wilhelm Krafft (1696–1767) studiert, dem Vater von Justus Christoph Krafft, mit dem Ewald in seiner Offenbacher Zeit in Kontakt treten wird.³ Wyttenbach ist vor allem durch sein damals weitverbreitetes Lehrbuch *Compendium Theologiae dogmaticae et moralis* (1754) bekannt geworden, das über Jahrzehnte hinweg als Standardwerk reformierter Theologie galt und die Schulmeinung der sog. vernünftigen Orthodoxie repräsentiert. Robert dagegen, den man am ehesten der Neologie wird zurechnen dürfen, gilt die menschliche Vernunft als alleiniger Maßstab, an dem die Offenbarung zu messen sei. Ewald war Mitglied der von Robert gegründeten ‚Literatur-Gesellschaft‘, einer typisch aufgeklärten Lesegesellschaft, die für die Anschaffung innovativer Literatur sorgte, Foren des Gedankenaustausches bot und einen Vortragsbetrieb unterhielt.

Erste Anstellungen und Offenbach

Nach dem Studium übernahm Ewald zunächst eine Stellung als Hauslehrer in Kassel. In den Jahren 1772 und 1773 arbeitete Ewald als Erzieher am Hofe des Fürsten von Hessen-Philippstal. Im Jahre 1773 berief Wolfgang Ernst II. von Isenburg-Birstein Ewald als Prediger in das nahe Hanau gelegene Dorf Ravalzhausen (Antrittspredigt 10.10.1773). Bereits einen Monat später wurde Ewald auf die zweite Predigerstelle der deutsch-reformierten Gemeinde nach Offenbach am Main berufen. Offenbach entwickelte sich zu dieser Zeit – gefördert durch den aufgeklärten Landesherrn – auf den Sektoren der Tabak-, Seidentextil-, Kutschen- und Waagenherstellung zu einem führenden süddeutschen Wirtschaftsraum. Am 10.9.1775 heiratete Ewald die Kaufmannstochter Rahel Gertraude du Fay aus Frankfurt, zu welchem Anlass Johann Wolfgang Goethe, der zu jener Zeit enge Kontakte mit Offenbach pflegte, das später unter dem Titel ‚Bundeslied‘⁴ bekannt gewordene Gedicht verfasste. Ewalds Ehe entsprossen fünf Kinder.⁵

Neben den gewöhnlichen pfarramtlichen Geschäften hatte sich Ewald in Offenbach vor allem um die Verbesserung des Religionsunterrichtes, die Reform der Offenbacher Latein-Schule und die Förderung des Nachwuchses für den Lehrerberuf zu kümmern.

Zudem arbeitete Ewald im Auftrag des Landesherrn ein auf dem Heidelberger Katechismus basierendes Schullehrbuch aus, dem er rückblickend selbstkritisch bescheinigte, dem Sozinianismus und dem Deismus Vorschub zu leisten.⁶ Im Zuge seines Kontaktes mit Johann Caspar Lavater (1741–1801), Philipp Matthäus Hahn (1739–1790) und Justus Christoph Krafft (1732–1795) vollzog Ewald in Offenbach zwischen 1774 und 1776 eine theologische Kehre, distanzierte sich deutlich von seiner aufgeklärt geprägten Theologie und bildete Schritt für Schritt eine vor allem an der Narrativität der biblischen Texte orientierte theologische Existenz aus, die in vielerlei Hinsicht auf die reformatorische Tradition zurückgriff, um sie innovativ zu reformulieren. Einen tiefen Eindruck hat bei Ewald nicht zuletzt die Lektüre der Schriften Hahns hinterlassen. Gleichwohl ist Ewald hierdurch nicht zu einem Anhänger des schwäbischen Pietisten geworden, wie Ewalds deutliche Kritik an dessen die wahre Menschheit Christi abwertende Christologie sowie an dem für die Hahnsche Eschatologie typischen Chiliasmus und der mit ihm verbundenen Endzeitberechnung erkennen lässt. Indem sich Ewald von der rationalistischen Theologie seiner Zeit distanzierte, kehrte er sich auch ab von seiner moralistisch-gesetzlichen Predigtweise. *Ich habe sonst ganz anders geprediget, trockene todte Moral, nach der Sitte dieses Jahrhunderts.*⁷ Dieses war das Predigtziel, an dem Ewald, der Moralist, scheitern musste: *Gesez zu predigen, deutlich darzulegen, daß das Leben – auch der Besten in dieser Gemeinde noch himmelweit vom Leben eines wahren Christen entfernt sey.*⁸ Vielleicht konnte Ewald später nur deswegen zu einem derart scharfen Kritiker aller unevangelischen Gesetzlichkeit werden, weil er genau diesen Fehler selbst jahrelang immer wieder begangen hatte. Man wird auf alle Fälle im Blick behalten müssen, dass Ewald, tritt er als Kritiker des aufgeklärten Sittlichkeits-Enthusiasmus und des Moralismus auf, immer auch mit seiner eigenen Vergangenheit ringt. In seiner Offenbacher Abschiedspredigt vom 9.9.1781 blickt Ewald auf seine Kehre zurück, und wie dort benutzt Ewald auch im Jahre 1812 noch die Metaphorik des Schilfrohrs, um seine überwundene aufgeklärte Theologie zu bezeichnen, die ihm zerbrechen musste, als er sich auf sie stützen wollte.⁹ Deutlich ist, dass es vor allem der Bockenheimer Pfarrer J. Chr. Krafft war, der Ewald von der bleibenden Bedeutung und dem aufklärungskritischen Potential der reformatorischen Lehre von der Rechtfertigung allein aus gnädiger göttlicher *imputatio* überzeugt hat.

Detmold

Durch Vermittlung Kraffts wurde Ewald im Sommer 1781 das Amt des Generalsuperintendenten in Detmold angetragen, das er im Oktober antrat. Ewald hatte Sitz und Stimme im Konsistorium, war mit der Kirchen- und Schulvisitation sowie mit der zu vollendenden Errichtung des Schulmeister-Seminars betraut. Zudem hatte Ewald die Aufsicht über alle Bediente in Kirche und Schule zu führen und die finanziellen Mittel zu verwalten. Als erster Prediger in Detmold hatte Ewald zudem einen festen sonn- und festtäglichen Predigtauftrag. Die Grafschaft Lippe erlebte zu dieser Zeit unter der Regentschaft des in Lausanne im Geiste der französischen Aufklärung erzogenen Grafen Simon August einen beträchtlichen Modernisierungsschub. Der Graf setzte eine Reorganisierung der Verwaltung in Gang, konsolidierte die Staatsfinanzen, griff Impulse der innovativen philanthropischen Reformpädagogik Dessauer Provenienz auf und sorgte für die Ein-

richtung eines Lehrerseminars, das 1781 eröffnet wurde. Ewald hat sich in das Aufgabenfeld der Schulreform rasch eingearbeitet. Bereits 1783 erschien seine methodische und praktische Anleitung für die Lehrerschaft des lippischen Landes mit dem Titel *Kurze Anweisung zum Unterricht der Jugend für die Küster und Schulmeister der Grafschaft Lippe*¹⁰. Im Jahre 1782 führte Ewald eine Kirchenvisitation durch und erfuhr dabei die Missstände im Schulwesen hautnah. Dem Konsistorium erstattete Ewald Bericht und legte einen Plan vor, wie das Schulwesen von Grund auf zu reformieren sei.¹¹ Diese Vorschläge fanden die Zustimmung des Konsistoriums und des Grafen Ludwig Henrich Adolph, der sie per Verordnung am 23.9.1783 in die Tat umsetzen ließ. Mit der neuen Schulordnung wurde die alte Lehrmethode von ABC-Büchern zum Lesenlernen durch die wesentlich effizientere Buchstabentafel-Methode reformiert, die auch Pestalozzi favorisierte.¹² Die Besoldung wurde verbessert, um die dem Schulwesen nicht zuträgliche Nebenerwerbstätigkeit der Lehrerschaft zu unterbinden. Zudem wurde ein Anreiz dafür geschaffen, das neue Lehrerseminar zu besuchen, da die dort ausgebildeten Pädagogen ein Drittel mehr Lohn erhielten.¹³

Parallel zu diesem schulpädagogischen Reformwerk, das philanthropische und pestalozzische Impulse miteinander verband, arbeitete Ewald intensiv an der Ausgestaltung seines bibelkatechetischen Ansatzes, den er in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Ueber Predigerbeschäftigung und Predigerbetragen* vorstellte. Die Vermittlung einer soliden Kenntnis der Textwelten der Bibel hielt Ewald für die wichtigste Aufgabe der Trivialschule, womit er sich deutlich vom philanthropischen Ansatz abgrenzte, dem es im Religionsunterricht vor allem um die Vermittlung ethischer Inhalte zu tun war. Mit aller Entschiedenheit wandte sich Ewald gegen die Akkommodationstheorie, mit Hilfe deren ein Instrument zu Gebote stand, alles der Vernunft nicht Greifbare aus den biblischen Texten als unaufgeklärt-jüdische Vorstellungen auszuscheiden. Auch hielt Ewald sämtliche Versuche für obsolet, moralisch-ethische oder auch vernünftig-dogmatische Exzerpte der Bibel gegen die Narrativität der biblischen Texte auszuspielen. Eine narrativ-biblische Theologie ist nach Ewald das sicherste Mittel gegen jeglichen Legalismus. Nur wer erzählt und predigt, was Gott durch Leiden und Tod seines Sohnes bereits für die Menschen getan hat, kann nach Ewald vom Evangelium aus auch das Gesetz nun nicht mehr nur in seiner überführenden Funktion geltend machen, sondern auch als konkrete ethische Weisung predigen. Besondere Bedeutung in Ewalds biblischer Theologie hat die reformatorische Hermeneutik der *exempla fidei* und die Aneignung der biblischen Geschichten durch den Glauben. Ziel der Lektüre der Bibel ist es nach Ewald, das in ihr erzählte Handeln Gottes mit den Menschen glaubend zu ergreifen, die biblischen Texte also mit Anwendung auf sich selbst zu lesen und im Sinne Lavaters und Johann Georg Hamanns seine eigene Biographie in der Heiligen Schrift wiederzuentdecken. Die Heilige Schrift ist nach Ewald dasjenige Medium, das dem Menschen eine Aufklärung höherer Ordnung vermittelt. Aufgeklärt im eigentlichen Sinne ist die Vernunft nach Ewald erst dann, wenn sie über die ihr gesteckten Grenzen aufgeklärt ist, weswegen Ewald Immanuel Kants Formulierung, er habe das Wissen aufheben müssen, um zum Glauben Platz zu bekommen,¹⁴ positiv aufgegriffen hat. Ewald hat in dem Königsberger Philosophen einen Mitstreiter im Kampf gegen einen solchen Rationalismus gesehen, der der verfehlten Meinung ist, es könne eine natürliche Philosophie des Übernatürlichen geben. An Kants *Kritik der*

praktischen Vernunft dagegen übt Ewald intensive Metakritik. Es ist nach Ewald nicht die praktische Vernunft, die die von der reinen Vernunft als problematisch übriggelassenen Ideen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit jetzt als Postulate setzt, sondern vielmehr die Offenbarung Gottes, die weit mehr als nur die Vernunft anspricht. Die göttliche *revelatio* steht der Autonomie der Vernunft diametral entgegen und erfasst den Menschen in seiner Totalität von Vernunft, Herz und Sinnlichkeit, indem er diese transzendiert und sie über ihre natürliche Fähigkeiten hinauswachsen lässt.

Zudem erarbeitete Ewald in Detmolder Zeit gemeinsam mit dem Leiter des Lehrerseminars Simon Ernst Krücke eine Bibelgeschichte für den Schulgebrauch, die 1788 in die Schulen eingeführt wurde. Das Lehrbuch zeugt von bestechend kindgemäßer Erzählkunst, wobei sich Ewald stärker als viele andere Bibelgeschichten vom Ton der Luther-Übersetzung trennt und den Bibeltext in freier Weise bearbeitet. Darüber hinaus verfasste Ewald ein weiteres Lehrbuch, um die schulische Vermittlung von Realienwissen zu fördern – hierin wiederum einig mit der philanthropischen Pädagogik. Im Hinblick auf die Entwicklung des Realschulwesens hat Ewald eine bisher nicht genügend gewürdigte Bedeutung. Im Rahmen seiner schulreformerischen Projekte in Detmold, in Bremen und in Baden hat Ewald, philanthropische Anregungen aufnehmend, der Frage verstärktes Augenmerk geschenkt, wie die Schule als Realschule die spätere Berufsarbeit der Schüler angemessen in den Blick nehmen und verstärkt naturkundliche, technische, ökonomische, kurz: berufsbildende Inhalte vermitteln könne. Die spannungsvolle Zusammengehörigkeit von biblisch-theologischer Ausrichtung einerseits und Favorisierung der aufgeklärten Reformpädagogik andererseits dokumentiert diejenige Dialektik, die für Ewalds theologischen Ansatz insgesamt charakteristisch ist: Im geistlichen Bereich an den biblisch-dogmatischen Inhalten in ihrer ganzen ‚Positivität‘ festzuhalten, im weltlichen Bereich jedoch als Aufklärer politisch und pädagogisch tätig zu sein, ohne jemals das eine gegen das andere unsachgemäß auszuspielen. Auf diese Weise gelingt es Ewald, die reformatorische Unterscheidung der beiden Regimente Gottes, den nun durch die politische und geistige Aufklärung veränderten Voraussetzungen Rechnung tragend, zu reformulieren.

In seiner Detmolder Zeit trat Ewald als aufgeklärt-politischer Schriftsteller in Erscheinung – zunächst mit *Über Volksaufklärung; ihre Gränzen und Vortheile* (1790),¹⁵ sodann mit seinem Traktat *Über Revolutionen, ihre Quellen und die Mittel dagegen* (1792),¹⁶ der innerhalb von zwei Jahren dreimal aufgelegt wurde. In dieser Schrift erhob Ewald die Forderung, der Adel müsse freiwillig auf seine Privilegien verzichten und so dafür Sorge tragen, dass Revolutionen verhindert werden. Kämpferisch im Ton und mitreißend geschrieben verfiel auch Ewalds Buch *Was sollte der Adel jetzt thun?*¹⁷ (1793) dieses Anliegen. Anlass für diese Schrift war die Weigerung der lippischen Ritterschaft, einen finanziellen Beitrag zur Verteidigung des Reiches gegen die französischen Revolutionsheere zu leisten. Die Ritterschaft reklamierte vermeintliche Privilegien. Ewalds scharfe Kritik an den Missständen der Ständegesellschaft verbindet er mit dem nachdrücklichen Aufruf, die Vernunft *in politicis* auf den Richterstuhl zu heben. So sehr Ewald jeglicher rationalistisch-theologischer Überstrapazierung der Vernunft abhold war, so sehr hat er sich für die Durchsetzung vernünftiger Prinzipien, für die Menschenrechte und die Gleichheit aller vor dem Gesetz im Reich der Welt eingesetzt. Republikanische Ideale indes sind Ewald stets fremd geblieben. Vielmehr verfiel er die Idee von einer aufgeklärten mon-

archischen Verfassung, die sich durch Reformen von oben den aufgeklärten, menschenrechtlichen Grundideen und dem Naturgesetz gemäß von innen heraus zu reformieren hat, um weiterhin und legitim den Anspruch auf politische Herrschaft erheben zu können. Ähnlich wie Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), Joachim Heinrich Campe (1746–1818), Gerhard Anton von Halem (1752–1819) u. v. a. war Ewald von der Hoffnung beseelt, dass sich die positiven Errungenschaften der Frühphase der französischen Revolution in Deutschland ohne Umsturz im Zuge einer reformerischen Evolution durchsetzen würden.

Für die lippische Ritterschaft war mit der Ewaldschen Infragestellung ihrer Privilegien der *casus belli* gegeben. Sie legte zunächst bei der fürstlich-lippischen Regierung Beschwerde ein, jedoch erfolglos.¹⁸ Es folgte eine Appellation an den Reichshofrat in Wien: Ewald rede dem revolutionären Ungeist das Wort und wiegele das Volk gegen die rechtmäßigen Herrscher auf – ein Vorwurf, der an den inkriminierten Texten Ewalds keinen Anhalt fand, da dieser mehrfach die Pflicht der Untertanen, der von Gott eingesetzten weltlichen Obrigkeit Gehorsam zu leisten, unter Verweis auf Röm 13 in den Vordergrund gehoben hatte. Zwar genoss Ewald den Rückhalt der lippischen Regierung, jedoch gab diese dem Druck aus Wien dergestalt nach, dass sie am 25.8.1794 einen Verweis gegen ihren Generalsuperintendenten aussprach. Die Ritterschaft klagte Ewald im November 1794 erneut in Wien an mit der Begründung, Ewald habe in der *Lippstädter Zeitung*¹⁹ eine neue Schrift gegen den Adel angekündigt, wovon jedoch überhaupt nicht die Rede sein konnte. Außerdem wurde das Gerücht gestreut, Ewald sei bestochen worden und habe für seine publizistische Adelskritik Geldzahlungen entgegengenommen. Ewalds Versuche, sich zu verteidigen, blieben insofern erfolglos, als die lippische Regierung es nicht für opportun hielt, sich öffentlichkeitswirksam auf seine Seite zu stellen. Ewald beantragte seine Entlassung, da er nicht länger im Dienste einer Obrigkeit stehen wollte, die ihn *de facto* fallengelassen und seine Vertrauenswürdigkeit als erstem Geistlichen des Landes beschädigt hatte. Was seine theologische und pädagogische Arbeit angeht, verließ Ewald Detmold als Sieger. Er hatte in 15 Jahren eine ganze Reihe von Erfolgen auf den verschiedensten Gebieten erzielt und war ein in Deutschland zu beachtlicher Anerkennung gelangter Theologe geworden, der im Rampenlicht der Öffentlichkeit stand. Politisch aber hatte Ewald eine Niederlage einstecken müssen. Er folgte einem Ruf auf die zweite Pfarrstelle an St. Stephani nach Bremen, wo er am 25.12.1796 seine Antrittspredigt hielt. Dass der Wechsel nach Bremen alles andere als ein Karrieresprung war, bedarf kaum der Erwähnung. Kurz darauf promovierte die Universität Marburg Ewald ehrenhalber zum Doktor der Theologie – vermutlich wegen seiner Verdienste um das Schulwesen und um die theologische Schriftstellerei.

Bremen

In Bremen trieb Ewald neben seiner pfarramtlichen und breit angelegten publizistischen Tätigkeit auch sein pädagogisches Reformprogramm voran. Ewald begab sich nicht nur in einen literarischen Schlagabtausch mit dem Leiter des neuen Waisenhauses in Hamburg, Karl Johann Heinrich Hübbe (1764–1830), dem er pädagogische Rückständigkeit und Reformunwilligkeit bescheinigte. Gemeinsam mit dem gebürtigen Züricher Johann Caspar Häfeli (1754–1811), dem dritten Prediger an St. Ansargi, setzte Ewald seine

schulreformerische Tätigkeit in einem nun anderen Kontext fort. Häfeli hatte sich zuvor als Prediger in Wörlitz sowie als Pfarrer und Konsistorialrat in Dessau 1793 mit der philanthropischen Pädagogik vertraut gemacht. Am 25.11.1798 hielt Ewald einen Vortrag im Bremer Museum, der ortsansässigen Lesegesellschaft, in dem er die Bremische Bürgerschaft aufforderte, sich für die Einrichtung einer Bürgerschule, sprich einer Realschule, gewinnen zu lassen. Kurz darauf, am 11.12.1798, gaben Ewald und Häfeli gemeinsam ihre *Vorstellung an Bremens patriotische und edelgesinnte Bürger die Errichtung einer Bürgerschule betreffend*²⁰ in den Druck. Die beiden Prediger machen sich hier im Sinne eines Mottos die Worte Luthers zu eigen, mit denen er sich im Jahre 1524 an die Ratsherren der deutschen Städte gewandt hatte mit der Bitte, Schulen einzurichten und bestehende Schulen zu halten.²¹ Die Bürgerschule – so Ewald und Häfeli – hat die Aufgabe, den *künftigen Handwerker[n], Professionisten, Fabricanten, Künstler[n]*²² durch Realienunterricht den Weg in die jeweilige Berufsausbildung zu ebnet. Die vorgesehenen Lehrinhalte sind *Naturgeschichte, Naturlehre und Technologie [...] Bekanntschaft mit dem Bau des menschlichen Körpers [...] Populäre Seelenlehre*,²³ aber auch die *Biblische Geschichte*.²⁴ Ein Spendenaufruf hatte vollen Erfolg: Mehr als 3000 Taler wurden gesammelt, so dass das auf drei Jahre begrenzte Projekt finanziert werden konnte. Als Lehrer wurde Anton Heinrich Fricke (1772–1805) gewonnen, der an dem von Ewald mitbegründeten Detmolder Schullehrerseminar ausgebildet worden war. Wie stark der Lehrplan z. B. auf den Umstand Rücksicht nimmt, dass Bremen eine Handels- und Hafenstadt ist, zeigt sich daran, dass die Fähigkeiten, *Briefe zu schreiben, Quittungen, Vollmachten, Kontrakte etc. gehörig zu entwerfen*²⁵ das zweite Lernziel nach der Bibelgeschichte darstellen. Daneben treten *Erdbeschreibung [...] Geschichte dieser Stadt [...] Schlözers Weltgeschichte*²⁶ und anderes, wobei Ewald dem Unterricht u. a. auch sein eigenes für die lippischen Schulen konzipiertes Lehrbuch zugrundelegt. 1803 führten Häfeli und Ewald die letzte Visitation der Bremer Bürgerschule durch und erklärten das Projekt für beendet. Die beiden Theologen hatten erreicht, was sie sich vorgenommen hatten, denn ihre Bürgerschule hatte Schule gemacht: in drei Kirchspielschulen waren ihre Ideen in die Tat umgesetzt worden. Darüber hinaus setzte sich Ewald auch für die Reform des Bremer Trivialschulwesens ein, für die Verbesserung der Lehrerbesoldung, die Einrichtung einer Altersversorgung, für bessere Schulstuben etc. Ewalds Plan, auch in Bremen ein Lehrerseminar einzurichten, stieß in der Bremer Bevölkerung auf Unterstützung. 1000 Taler an Spendengeldern ermöglichten die Einrichtung eines entsprechenden Fonds.

In Bremen begann Ewald zudem damit, sich intensiv mit den Schriften Pestalozzis zu beschäftigen, und bemerkte bei der Lektüre von *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*:²⁷ *daß wir besonders in der Bremer Bürgerschule Manches mit dem besten Erfolg hatten üben lassen, was ganz im Geist der Pestalozzischen Vorschläge war*.²⁸ Das Interesse Ewalds an Pestalozzi und dessen Pädagogik ist vermutlich nicht zuletzt durch Johann Friedrich Herbart (1776–1841) geweckt worden, der sich in den Jahren 1800 bis 1802 in Bremen aufhielt und das Bremer Museum zum Podium wählte, um seine *Beurtheilung der Pestalozzischen Methode*²⁹ darzutun. Ewald nutzte die Gelegenheit, mit Herbart in einen fruchtbaren Austausch zu treten. 1801 holte Ewald den erst achtzehnjährigen Jacob Blendermann (1783–1862) als Hilfslehrer an die Bürgerschule, der auserkoren wurde, im Sommer 1802 als Gesandter nach Burgdorf zu Pestalozzi zu reisen, der ihn freundlich aufnahm, ihn ausbildete und

sodann nach Bremen zurückschickte *mit dem, von allen Lehrern unterschriebenen Zeugniß, daß er gut genug mit der Methode bekannt sey, um sie ohne weitere Anleitung ausüben zu können.*³⁰ Durch den Unterricht, den Blendermann fortan am Bremer Gymnasium erteilte, wurde Ewald aus eigener Anschauung mit der Pestalozzischen Methode bekannt. Zunächst stand Ewald der Pädagogik Pestalozzis höchst skeptisch gegenüber, fürchtete in dessen Methode eine gewisse Vernunft-Einseitigkeit und war darum erleichtert, von Blendermann zu hören, dass Pestalozzi selbst sich dieser Gefahr bewusst sei.³¹ Was Ewald zudem in der Methode Pestalozzis fehlte, war eine klar profilierte christlich-biblische Komponente. Ewald arbeitete wie der Schweizer mit Buchstabentafeln und leitete die Kinder psychologisch-empirisch reflektiert innerhalb einer Stufenfolge vom Buchstabenlernen zum Silbenlesen, zum Wörterlesen bis zur Lektüre größerer Textzusammenhänge.³² Doch dort, wo bei Pestalozzi nach dieser Stufenfolge gleich der Realienunterricht folgt, dem als pädagogisches Prinzip die menschlichen Sinne affizierende Anschaulichkeit zugrunde liegt, kommt bei Ewald nicht zufällig vorher die Bibelgeschichte zu stehen, die vor dem Realienunterricht den ersten Rang einnimmt. Ewald versuchte, Pestalozzi im Sinne produktiver Kritik darauf aufmerksam zu machen, dass die Bibel die göttliche Lehrmethode dokumentiere, die eine Strukturanalogie zu dem bilde, was Pestalozzi selbst abseits von biblischer Reflexion für das Proprium seiner Methode hielt. Auch die Bibel als Erziehungsbuch Gottes – so Ewald – gehe von der Anschaulichkeit aus und mache die Menschen in einer Stufenfolge mit den göttlichen Wahrheiten bekannt. Ewald ist mithin bestrebt, die Pestalozzische Pädagogik von der biblischen Methode Gottes her in den Blick zu nehmen und sie einer biblischen Relektüre zu unterziehen. In einem Brief vom 12.2.1804 an Ewald gibt Pestalozzi zu erkennen, dass ihn dieser Grundgedanke sehr beschäftigt hat. Pestalozzi beginnt nun damit, seine eigene Methode im Ewaldschen Sinne mit der biblischen in Beziehung zu setzen.³³

Im Jahre 1804 reiste Ewald selbst in die Schweiz und besuchte Pestalozzi in München-Buchsee, wohin dieser inzwischen mit seinen Anstalten aus Burgdorf kommandiert umgezogen war. Nach Bremen zurückgekehrt, hielt Ewald im Winter 1804 *öffentliche pädagogische Vorlesungen*, in denen er *unter andern die Pestalozzische Methode*³⁴ vorstellte. Diese Vorlesungen wurden gedruckt, erschienen insgesamt in drei Auflagen und stellen eine wichtige Etappe innerhalb der Pestalozzi-Rezeption in Deutschland dar. Sie wusste der Schweizer selbst zu würdigen, der, auf die Übersendung von Ewalds Buch *Geist der Pestalozzischen Bildungsmethode, nach Urkunden und eigener Ansicht*³⁵ reagierend, schreibt: *Ihr Buch wird wirken [...] Auch dafür danke ich, daß Sie die Notablen von Europa durch Ihr Buch auf mein Thun aufmerksam gemacht haben; bey einigen wird es gewiß Folgen haben, und ich glaube, daß dieser Schritt für die Beförderung des Zweckes [...] höchst wesentlich seye. Unabhängig von allem äußern Erfolg wollen wir treu und redlich am Wesen der Sache fortarbeiten.*³⁶ In seinem Pestalozzi-Buch verteidigt Ewald den Schweizer Pädagogen gegen den (allerdings auch in seinen Augen nicht ganz unberechtigten) Vorwurf, dass seine Methode die Anschauung in einer recht einseitigen Weise gegen den Glauben ausspiele. Ewald konzidiert, dass sich Pestalozzi *wol gegen manche gewöhnliche Vorstellungsarten christlicher Dogmen etwas derb ausgedrückt hat.*³⁷ Gleichwohl sei in alle Schriften Pestalozzis *ächte Herzensreligion verwebt.*³⁸

Prälat Karl Wilhelm Doll (1827–1905)

„Weil ich ein Diener Christi bin,
so bin ich auch ein Diener seiner Kirche.“¹

MARKUS MALL

Mit Karl Wilhelm Doll wird hier ein Vertreter der Kirchenleitung vorgestellt, der weder durch außergewöhnliche theologische Leistungen noch durch kirchenpolitische Polarisierungen auf sich aufmerksam machte.² Er fiel auch nicht auf durch irgendwelche dienstliche oder persönliche Skandale. Es waren vielmehr die Verlässlichkeit und Loyalität, die seine Amtsführung prägten und seine Fähigkeit zur Vermittlung. Karl Wilhelm Doll wird gemeinhin zu den „Liberalen“ gerechnet. Aber war er das? Was heißt liberal? Was bedeutet es theologisch oder politisch, liberal zu sein?

Einerseits galt die Ernennung Dolls zum Mitglied des Oberkirchenrats im Jahr 1861 als ein erster Schritt zum Umbau des positiven Kirchenregiments zu einem liberalen, andererseits war sich der amtierende Prälat Ullmann bei seinem Protestschreiben an den Großherzog bei der Zuordnung Dolls zu einer kirchenpolitischen Richtung nicht ganz sicher, seine theologische Position sei eine *schwankende und unentschiedene*, er stimme aber auf den Synoden meist mit der Opposition, also mit den Liberalen.³ Ehmann bezeichnet Doll als „konservativen Liberalen“⁴.

Seine Predigten hatten eine liberale Tendenz, indem sie auf die christliche Gesinnung und entsprechendes Handeln abzielten, sie gehen jedoch vor allem in christologischen Fragen weit über eine liberale Position hinaus und sprechen vom Versöhnungshandeln des Gottessohnes. Bezeichnend ist auch Dolls lebenslange Freundschaft mit Karl August Mühlhäußer (1825–1881), der ein eindeutiger Vertreter der konservativ-positiven Richtung war. Diese Freundschaft fand nicht nur auf privater Ebene statt, sondern auch in gemeinsamem kirchenleitendem Handeln ihren Ausdruck.⁵

Dass zu seinem Ausscheiden als Prälat nach 17jähriger Dienstzeit im Januar 1895 440 badische Geistliche ihm ihren Dank ausdrückten und wie sie es taten, spricht Bände.

Karl Wilhelm Doll war kein herausragender Kopf innerhalb der Reihe der Prälaten, in seiner Anschlussfähigkeit und Verlässlichkeit jedoch einer, der in Zeiten heftiger Auseinandersetzungen innerhalb der Landeskirche, wie die Debatten um den Katechismus, der durch Schenkels Veröffentlichung neu entfachte Richtungsstreit, oder die Frage nach der Rolle des Apostolikums, versöhnend und integrierend wirkte und dafür sorgte, dass es nicht zu Spaltungen kam. Und so fand Doll auch Mehrheiten bei der Herausforderung einer Neupositionierung der Kirche gegenüber dem Staat, in der Frage der Kirchenleitung oder der Aufsicht über das Schulwesen, sowie bei der Verhältnisbestimmung gegenüber einem neu erstarkten Katholizismus.

Mit einer stärker profilierten theologischen Position – in Richtung der Liberalen oder Positiven – wäre ihm dies nicht gelungen. Außerdem stellen Irenik und Vermittlung, wie

Doll sie verstand und ausübte, auch ein starkes theologisches Profil dar und sind nicht nur ein Kompromiss ohne eigenen Wert.

Bisherige Veröffentlichungen

Ein erster Lexikonartikel über Karl Wilhelm Doll erschien bereits zu dessen Lebzeiten im Jahr 1888 in der zweiten Auflage des „Lexikons für Theologie und Kirchenwesen“. ⁶ Herausgeber und wohl auch Verfasser war der Badener Heinrich Julius Holtzmann (1832–1910), vormaliger Theologieprofessor in Heidelberg und zum Zeitpunkt der Veröffentlichung in gleicher Funktion in Straßburg. Er beschritt denselben Bildungsweg wie Doll, nur altersbedingt fünf Jahre später. Sein Vater Karl Julius Holtzmann (1804–1877) war Dolls Vorgänger im Prälatenamte. Die Aufnahme eines Artikels über Doll war also weniger dessen überregionaler Bedeutung geschuldet als den bestehenden persönlichen Bezügen.

Nach dem Tod von Karl Wilhelm Doll wurde in der Karlsruher Chronik von 1905 ein kurzer Nekrolog samt Bild veröffentlicht, der die Verdienste des Verstorbenen würdigte, dessen Ehrungen aufzählte und die bei Dolls Beerdigung anwesenden Persönlichkeiten nannte. ⁷

Die zweite Auflage des Nachschlagewerks „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ würdigt Karl Wilhelm Doll im ersten Band, der 1927 erschien, mit einem dreizehnzeiligen Artikel. ⁸ Verfasser war der badische Pfarrer Albert Ludwig (1868–1957), der auf Dolls Beitrag zur Lösung von Konfliktfällen und Wahrung der Einheit der Kirche verwies. Ludwig kannte die angeführten Fälle als junger Geistlicher aus eigener Anschauung.

Es dauerte weitere acht Jahre, bis aus der Feder von Hofprediger Ernst Fischer (1862–1940) ⁹ ein zwölfseitiges Porträt Karl Wilhelm Dolls entstand. Es wurde im Jahr 1935 in die Reihe der „Badischen Biographien“ aufgenommen. ¹⁰ Als Hofvikar seit 1890 und Hofdiakon seit 1893 hat Fischer Doll sehr persönlich und unmittelbar erlebt, zumal dieser seine Seelsorgetätigkeit in der großherzoglichen Familie als Prälat und auch nach seinem Ruhestand weiter ausübte. Entsprechend ist das Porträt Fischers kein kritisches biographisches Werk, sondern eher eine Eloge. Fischer war es auch, der bereits im Jahr 1905 die Rede zur Beerdigung Dolls hielt, die nur in handschriftlicher Form vorliegt. ¹¹

Dass Doll 1939 im badischen Pfarrerbuch von Heinrich Neu entsprechend Berücksichtigung findet, muss nicht weiter ausgeführt werden. ¹²

Im Jahr 1959 erschien ein Artikel des damaligen Kirchenarchivrats Hermann Erbacher (1909–1999) in der „Neuen Deutschen Biographie“. ¹³ Erbacher wertete Aktenmaterial aus und erstellte daraus ein kurzes prägnantes Biogramm. Er ergänzt eine genealogische Einordnung und Literatur von und über Doll, wobei diese Ergänzungen Lücken aufweisen. ¹⁴ Seine Schlussbemerkung, Doll sei „durchaus kein Systematiker, sondern ein Mann der Praxis“ gewesen, bezieht er wohl aus Dolls eigenen Worten: *Ein großer Dogmatiker ist er nicht gewesen, für dogmatische Streitigkeiten hat er auch kein Verständnis gehabt; aber für alles, was dazu gehörte, das eigentlich sittlich-religiöse Leben im Volk und in der Schule zu fördern, hat er sein ganzes Herz und seine Kraft eingesetzt [...]*. ¹⁵ Allerdings war diese rhetorisch motivierte Selbsteinschätzung eine Replik innerhalb der Synodaldebatte um den Katechismus 1882. Sie ist von Doll ironisch gemeint und wird ohnehin durch

seine Werke und sein Wirken widerlegt. Da auch Fischer diese Aussage Dolls falsch interpretierte, wurde sie zu einer stereotypen Beurteilung Dolls.¹⁶

Zwei weitere Lebensdarstellungen und andere biographische Passagen folgen eng der Vorlage Ernst Fischers.¹⁷

Herkunft und Vorfahren

Karl Wilhelm Doll war Pfarrerskind, sein Vater Johann Georg (1793–1889) war zuletzt Dekan der Diözese Lahr. Er stammte aus Eppingen, wo wiederum sein Vater Johann Philipp Bernhard Doll (1757–1806) als gelernter Bierbrauer und Löwenwirt seinen Lebensunterhalt verdiente.¹⁸ Während bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Pfarrer weitestgehend aus Pfarrhäusern stammten, sind es in zunehmendem Maße auch Bauern- und in den Städten Handwerkersöhne, sowie Söhne von Beamten, die den Pfarrberuf ergreifen. Sie stammen in der Regel aus einem staats- und kirchennahen Milieu.¹⁹ Zumal auch Johann Philipp Bernhard Dolls Vater in Eppingen das Sattlereihandwerk betrieb, liegt es nahe, bei Johann Georg Doll einen aus dem Handwerkermilieu stammenden Aufsteiger in die Pfarrerschaft zu sehen. Dem ist jedoch nicht so. Karl Wilhelm Doll entstammt einer Familie, deren Name nach dem Dreißigjährigen Krieg zum ersten Mal in den Eppinger Kirchenbüchern erscheint.²⁰ Mehrere Mitglieder der Familie Doll bekleideten in der Folge Ämter in den städtischen Rats- und Gerichtsgremien, darunter waren auch zwei Ratsschreiber und Kirchenälteste.²¹ Bereits der 1690 in Eppingen geborene Leonhard Doll (1690–1753), der Urgroßvater von Karl Wilhelm, war wie auch sein Bruder Georg Ludwig (1712–1773) reformierter pfälzischer Pfarrer.²² Zwei seiner Söhne wurden ebenso Pfarrer, einer wanderte nach Nordamerika aus, und drei seiner Töchter heirateten Pfarrer. Nur einer erlernte ein Handwerk und kehrte nach Eppingen zurück, der bereits erwähnte Sattlermeister, der mit der Eppinger Kirchengemeinde ebenso eng verbunden war, wie sein Sohn, der Bierbrauer und Löwenwirt.²³

Wie fünf seiner Großonkel ergriff also auch Johann Georg Doll das Theologiestudium in Heidelberg und wurde 1813 in Karlsruhe examiniert, rezipiert und in Eppingen als reformierter Pfarrer ordiniert. Kurz vor der badischen Kirchenunion 1821 war er in der reformierten Gemeinde Bretten tätig, wurde dort nach der Union entbehrlich und auf die Pfarrei Niefern bei Pforzheim versetzt, wo er 1822 mit seiner Frau die Niefernburg bezog, die als Pfarrhaus diente. Seine Frau Susanna Katharina Amalia Müller, die er 1818 in Bretten geheiratet hatte, war die Tochter des Eppinger Dekans und nachmaligen Kirchenrats Philipp Nikolaus Müller (1752–1828), den Doll nach seiner Ordination in Eppingen als Vikar unterstützte.

Kindheit und Schulzeit (1827–1844)

Karl Wilhelm wurde am 10. September 1827 als drittes Kind in der Niefernburg geboren. Getauft wurde er am 23. September in der Nieferner Marienkirche. Seine Taufpaten waren Wilhelm Johann Gerhard Hacker (1777–1832), Pfarrer in Gölshausen bei Bretten, mit seiner Frau Eleonore geb. Steim, Wilhelm Ludwig Frommel (1795–1869), Prorektor

und erster Diakon in Pforzheim, mit seiner Frau Wilhelmine geb. Wagner; sowie Karl Gottlieb Gottschalk (1797–1861), Pfarrer in Pforzheim, und dessen ledige Schwester Caroline, Sohn und Tochter des Pforzheimer Dekans Johann Gottschalk (1761–1835). Über seine beiden Pforzheimer Paten Frommel und Gottschalk sagt Doll im Jahr 1873, sie waren ihm *theure Freunde und Vorbilder, so lange sie lebten*. Sie seien in ihrer Lebensweise und ihren Ansichten zwar vielfach verschieden, hätten sich aber einen gemeinsamen Grund des Glaubens und der Liebe bewahrt.²⁴

In einem ausführlichen Lebensrückblick berichtet Dolls Vater, dass sein Sohn Karl Wilhelm bereits mit zwei Jahren an Masern erkrankte und im Sommer 1830 an Keuchhusten, Auslöser eines chronischen Drüsenleidens.²⁵ Im Herbst dieses Jahres verließ Johann Georg Doll die Pfarrei Niefern, um fortan in Ellmendingen, einer höher dotierten Pfarrstelle, Dienst zu tun. Während Karl Wilhelm seine Krankheit überwand, starb sein jüngerer Bruder Philipp Friedrich Theodor in der Nacht vor der Präsentation seines Vaters. In Ellmendingen besuchte Karl Wilhelm Doll die Volksschule. Nachdem der Vater bereits nach fünf Jahren nach Zaisenhausen wechselte, bereitete er seinen Sohn selbst zum Besuch einer höheren Bildungsanstalt vor. Dieser *lernte leicht und fasste gut, hatte aber nie Sinn für mechanische Beschäftigung*, urteilt der Vater im Rückblick. 1837 erkrankte Doll zum zweiten Mal an den Masern, überstand aber diese Epidemie.

Im Spätjahr 1840 bezog Karl Wilhelm Doll als Zögling die wissenschaftliche Bildungsanstalt „Salon“ in Ludwigsburg, wo er drei Jahre bis Spätjahr 1843 blieb, um danach noch für ein Jahr als Oberprimaner das Karlsruher Lyceum zu besuchen.²⁶ Von seinen sechs Geschwistern lebte zu diesem Zeitpunkt nur noch seine fünf Jahre jüngere Schwester Mathilde, mit der er eng verbunden war.²⁷

Studium der Theologie (1844–1848)

Nach seinem Abitur begann Doll im Spätjahr 1844 das Studium der evangelischen Theologie an der Universität Heidelberg. Bis zum Frühjahr 1846 blieb er dort und hörte die Professoren *Rothe, Ullmann, Umbreit, Dittenberger, Schlosser u. a.*²⁸ Dass in dieser eigenen Auflistung der als liberal geltende Richard Rothe (1799–1867) neben dem positiven Vermittlungstheologen Carl Ullmann (1796–1865) als Lehrer am Anfang stehen, ist kein Zufall, denn Doll war maßgeblich von beiden geprägt.²⁹

Nur ein Jahr dauerte hingegen Dolls Studienaufenthalt in Berlin, nämlich von Frühjahr 1846 bis Frühjahr 1847. Als Lehrer, die er hörte, nennt er *Twesten, Neander, Vatke, Theremin, Trendelenburg u. a.*³⁰ Es ist bemerkenswert, dass auch hier zwei Theologen unterschiedlicher Prägung am Anfang stehen, nämlich der Schleiermacherschüler und -nachfolger August Twesten (1789–1876) und der von der Erweckungstheologie geprägte Kirchenhistoriker August Neander (1789–1850).

Im Frühjahr 1847 bezog Doll für ein Jahr das evangelisch-protestantische Predigerseminar in Heidelberg, das damals unter der Leitung von Richard Rothe stand. Seine Predigten würden sich *durch Gedankenreichtum, klare Ordnung, Anwendbarkeit, gewandte Darstellung und einen sehr lebendigen, warmen und nachdrücklichen Vortrag* auszeichnen, so das Abgangszeugnis vom Seminar.³¹

Nach bestandener ordnungsgemäßer Prüfung wurde er am 21. Juli 1848 rezipiert unter die evangelisch-protestantischen Pfarrkandidaten in Baden. Zu Dolls Staatsprüfung 1848 bemerkt Ullmann später, sie sei zwar nicht ungenügend, aber keineswegs glänzend ausgefallen. Von acht Kandidaten erreichte er lediglich die fünfte Stelle der Location.³²

Die Ortenauer Jahre (1848–1860)

Ordiniert wurde Doll am 30. Juli 1848 vom Dekan der Diözese Mahlberg Philipp Kern (1801–1878) in Dinglingen. Seit 1847 war sein Vater zweiter Pfarrer an der Lahrer Stiftskirche. Mit seinem Vikariat bei Pfarrer Andreas Fischer (1786–1859) in Meißenheim, das am 1. August 1848 startete, begann eine zwölfjährige Wirksamkeit in der Ortenau. Aus der Meißenheimer Zeit ist eine Predigt erhalten, die Doll am 26. August 1849 dort hielt *zur Feier der Wiederkehr des Großherzogs in sein Land, und seines Geburtstages*.³³ Dass Gott die Völker lenkt und seinem Gesalbten hilft, das habe auch die Geschichte erwiesen, so Doll. Doch macht er am Ende deutlich, dass ein Staat – das Volk und sein Fürst – nur bestehen kann, wenn es vom Christentum durchdrungen sei. Doll ruft zur Buße auf, zum Glauben an Jesus Christus, der im Herzen Frieden bewirkt und daraus Kraft und Segen schenkt, *selbst Frieden zu halten und zu schaffen*. Doll schließt mit dem Satz: *Ein Christ zu seyn, das ist des Menschen erste Bedingung, dann erst wird er ein Bürger*. Wenige Wochen zuvor fiel die Festung Rastatt unter der preußischen Belagerung und die Revolution war gescheitert. Es folgten zahlreiche Standgerichte. Dolls Worte klingen im Kontext der niedergeschlagenen badischen Revolution durchaus reaktionär, jedoch ist seine Kritik an der Revolution nur eine leise. Er betont vielmehr die Bewahrung des Fürsten und seines Volkes in diesen Tagen und lobt die christliche Gesinnung des Fürsten. Dolls Predigt kennt weder eine übermäßige Polemik gegen die Revolution und deren Protagonisten noch eine übertriebene Anbiederung an das Fürstenhaus.

Am 3. Dezember 1850 trat Doll seine erste Pfarrstelle in Schmieheim an. Am zweiten Sonntag nach Weihnachten, dem 5. Januar 1851, hielt er dort seine Antrittspredigt.³⁴ In der Einleitung spricht er einen Satz, der programmatisch über seinem Leben und Dienst steht: *Weil ich ein Diener Christi bin, so bin ich auch ein Diener seiner Kirche*.

Das erste Pfarramt bot Doll nun auch die wirtschaftliche Grundlage zur Gründung einer Familie. Während er als Vikar 100 Gulden nebst Kost und Logis verdiente, stieg sein Gehalt nun auf 430,37 Gulden. Am 17. Februar 1852 bat er die Staatsbehörde um Erlaubnis, Jenny Rupp, die Tochter des Denzlinger Pfarrers Philipp Heinrich Rupp (1796–1871) zu heiraten. Die Heiratserlaubnis wurde ihm bereits acht Tage später erteilt. Die Hochzeit fand am 27. April 1852 in Lahr statt, Dolls Vater traute die beiden.

Nach Fischer war diese Ehe „in den fast fünf Jahrzehnten ihrer Dauer eine durchaus innige und glückliche. Auch in dem Hause des späteren Prälaten und den höchsten Kreisen befreundeten Mannes war bei aller Höhe der Bildung immer etwas von der Schlichtheit und Gemütlichkeit des Landpfarrhauses zu spüren, und immer stand es in gerne geübter Gastfreundschaft den Amtsbrüdern von draußen offen. Die auf innerster Harmonie und gegenseitigem Verständnis ruhende Art, wie beide Gatten zusammenlebten und auf manchem Gebiete, zumal der Vereinstätigkeit, zusammenwirkten, war von viel Segen begleitet, und der Verkehr in ihrem Hause hat den verschiedensten Menschen viel Genuß und Förderung gebracht.“³⁵

In Schmieheim wurde am 6. Juni 1853 die erste Tochter Jenny geboren. Doch die Schmieheimer Zeit sollte bald zu Ende gehen. Bereits am 30. Dezember 1853 trat Doll eine Stelle als Lehrer und Direktor der höheren Töchterschule in Lahr an. Diese Berufsveränderung machte sich auch finanziell bemerkbar, Doll erhielt fortan 649 Gulden und weitere 100 Gulden Funktionsgehalt, was diese Stelle angesichts der wachsenden Familie durchaus reizvoll machte. Was auch immer die Motivation für diesen Stellenwechsel war, in diesen fünf Jahren im höheren Schuldienst sammelte Doll pädagogische Erfahrung, von der er später profitieren sollte.

Mit Bertha wird dem Ehepaar Doll am 13. Januar 1855 eine weitere Tochter geschenkt. Im selben Jahr wird Dolls Vater Johann Georg zum ersten Pfarrer der Stiftskirche und Dekan der Diözese Lahr ernannt und damit zum Vorgesetzten seines Sohnes.

Vom 16. November 1858 an bekleidete Doll zwei Jahre lang die Pfarrstelle in Sand im Hanauer Land, zwischen Offenburg und Kehl gelegen. Sie steht am Ende der Ortenauer Zeit. Die Neujahrspredigt des Jahres 1860, gehalten in Sand³⁶, sowie eine Festrede zur Jahresfeier des Korker Zweigvereins der Gustav-Adolf-Stiftung und der äußeren Mission in Auenheim am 30. September 1860³⁷ sind erhalten. In seiner Festrede für den Missionsverein zeigt sich Doll gut informiert über die Zustände in den fernen Ländern und schildert diese lebendig und bilderreich.

Anbruch der „Neuen Ära“ (1860)

Während Doll sich in der Ortenau auf seine pfarramtlichen Tätigkeiten konzentrierte, kündigten sich in der badischen Politik und Kirchenpolitik große Veränderungen an. Mit der „Osterproklamation“ vom 7. April 1860 läutete Friedrich I von Baden (1826–1907) die sprichwörtliche „Neue Ära“ ein. Friedrich I., war seit 1856 Großherzog anstelle seines regierungsunfähigen Bruders. Er selbst hatte bei liberalen Professoren studiert und berief 1860 den Freiburger Juraprofessor August Lamey (1816–1896) zum Innenminister, der eine umfassende Reformpolitik einleitete. In seiner Osterproklamation stellte der Großherzog eine „hinkende Trennung“ von Staat und Kirche in Aussicht, die in der Form eines staatlichen Gesetzes vom 9. Oktober 1860 und in einer neuen Verfassung vom 5. September 1861 ihren Ausdruck fand.³⁸

Die kirchenpolitischen Polarisierungen der 50er Jahre, welche durch einen Kompromiss in der Agendenfrage beendet schienen, lebten wieder auf, als es um die Änderung der Kirchenverfassung ging. Dabei sollte auch die oberste Behörde, also der Oberkirchenrat, bisher eine Sektion des Innenministeriums, eine freiere Stellung erhalten. Grundvoraussetzung dafür sollte die Repräsentanz der verschiedenen kirchlichen Richtungen in dieser Behörde sein, um den kirchlichen Frieden zu wahren.³⁹

Assessor im Evangelischen Oberkirchenrat (1860–1864)

Bereits im Sommer 1860 teilte Innenminister Lamey dem Direktor des Oberkirchenrats Carl Ullmann mit, die Regierung beabsichtige, ein Mitglied der geistlichen Bank, das der positiven Richtung angehört, durch ein gemäßigt liberales Mitglied zu ersetzen.⁴⁰ Die Wahl der Regierung fiel auf den bis dahin unbekanntnen Pfarrer von Sand, Karl Wilhelm

Julius Kühlewein (1873–1948)

Als erster Landesbischof: der falsche Mann zur falschen Zeit?

ROLAND LÖFFLER

Einleitung

Wer das Lebensbild einer wichtigen Persönlichkeit – wie etwa eines Bischofs schreibt – beginnt gerne mit einer Anekdote, einem Ausspruch, einer Zuschreibung oder dem Titel einer (Auto)Biographie, die alle eins gemeinsam haben: In wenigen Worten treffend einen maßgeblichen Charakterzug der Person auf den Punkt zu bringen, ganz gleich, ob die Zuschreibung schmeichelhaft ist oder nicht: Philipp Melanchthon gilt als „praeceptor germaniae“, Friedrich der Große verstand sich als „erster Diener seines Volkes“, Margaret Thatcher als die „Eiserne Lady“. Für Julius Kühlewein, der als erster Landesbischof der „Vereinigten Evangelisch-protestantischen Landeskirche Badens“ Geschichte schrieb und noch dazu in den Jahren 1933–1946 sein Amt ausübte, fehlt solch eine griffige Beschreibung. Das gilt sowohl für Überlieferungen aus dem Munde seiner Zeitgenossen als auch für pointierte Formulierungen aus dem Bereich der Kirchengeschichtsschreibung.

Wer im Internet oder in der einschlägigen Literatur zu Kühlewein recherchiert, gewinnt schnell einen negativen oder zumindest ambivalenten Eindruck seiner Persönlichkeit. So werfen ihm die einen sein angepasstes Verhalten im Nationalsozialismus vor,¹ während die anderen seinen Widerstand gegenüber staatlichen Eingriffen in kirchliche Belange hervorheben.² Das Lesebuch zur badischen Kirchengeschichte mit dem Titel „Unterwegs durch die Zeiten“ beschweigt Kühleweins Rolle im Dritten Reich – außer seiner Ernennung 1933 – derart hartnäckig, dass selbst dem geneigten Leser Zweifel hinsichtlich seines Verhaltens im Dritten Reich kommen. Vielsagend ist in „Unterwegs durch die Zeiten“ der Schlussakkord zum Wirken Kühleweins – nämlich die Nachkriegssynode in Bretten im November 1945: Sie machte es sich zur Aufgabe, einen neuen Landesbischof zu wählen, denn: „Nur wenige Synodale meinten, daß er [gemeint: Kühlewein, RL] weiter Bischof bleiben könnte.“³ Wenn eine offizielle Publikation über die Ära einer kirchenleitenden Persönlichkeit nur die Wahl 1933 und die Abwahl 1945 notiert, deutet dies auf ungeklärte Probleme hin.

Wer war also dieser Mann, der für die badische Landeskirche bedeutsam war, ohne in einem vorteilhaften Licht zu erscheinen? Wie waren seine Zeitumstände und seine Berührungspunkte zu anderen Persönlichkeiten, die in diesem oder anderen Bänden der badischen Lebensbilder dargestellt werden? Wie lässt sich sein Wirken bewerten?

Dieses Lebensbild ist eine Art Vorstudie zu einer ausführlichen Biographie, die der Verfasser in naher Zukunft vorlegen möchte. Kühleweins Leben und Handeln ist in einigen kürzeren Artikeln sowie in der mittlerweile recht umfangreichen Forschungsliteratur zur Landeskirche im Nationalsozialismus beschrieben worden.⁴ Eine umfassende Beschreibung seines Lebens und der historischen Kontexte fehlte bisher. Während dieses

Lebensbild den ersten Versuch einer Darstellung wagt, wird sich die Biographie noch stärker den sozial-, kirchen- und kulturgeschichtlichen Zusammenhängen sowie forschungsgeschichtlichen und theoretischen Diskussionen widmen. Beide Texte versuchen, eine Lücke der badischen Kirchengeschichtsschreibung zu schließen. Den Anfang nahmen diese Bemühungen in einem bereits länger zurückliegenden DFG-Forschungsprojekt.⁵

Erste Lebensstationen und Prägungen

Julius Walter Wolfgang Kühlewein⁶ erhielt seine protestantische Prägung in einer Pfarrersfamilie, in die er am 18.1.1873 hineingeboren wurde. Sein Geburtsort war das nordbadischen Neunstetten⁷, das zum Amt Tauberbischofsheim gehörte, wo sein Vater Heinrich Ludwig Kühlewein (1824–1896) als Pfarrer wirkte. Die Familie Kühlewein, in der sechs Kinder heranwuchsen, gehört zu den großen badischen Pfarrerdynastien, die bereits zuvor und Generationen danach zahlreiche Geistliche hervorbrachte.

Der junge Julius legte 1890 im tauberfränkischen Wertheim sein Abitur ab. Er trat zwar in die Fußstapfen seines Vaters, sah den Vater aber nicht als Vorbild, wie er in einem handschriftlichen Lebenslauf für das Kirchenexamen schrieb. Dieser sei ja bereits in seinem Abiturjahr verstorben, so dass er ihn nicht direkt beeinflussen können. Kühlewein schilderte in seinem kurzen Lebensrückblick seine Liebe zum Unterrichten und zur Philologie, den Einfluss seiner frommen Mutter Anna Sophia, geb. Krauß, ohne jedoch eingehend begründen zu können, warum nun gerade Theologie sein Wunschfach wurde.⁸

Julius galt als sehr begabt, sein Zeugnis weist nur gute bis sehr gute Noten auf. Das Studium absolvierte er in der lutherischen Hochburg Erlangen ab Wintersemester 1890, im nicht weniger erwecklich-lutherischen Halle, wo er bei bedeutenden Theologien wie Martin Kähler und Willibald Beyschlag studierte. Zum Schluss seiner akademischen Wanderjahre ging er vom Wintersemester 1892 bis zum Sommersemester 1894 nach Heidelberg, im Kaiserreich eine eher liberale Fakultät. Unter der Ägide des liberalen praktischen Theologen und Direktors des badischen Predigerseminars, Gustav Heinrich Bassermann (1849–1909), durchlief Kühlewein die praktische Ausbildung.

Er legte die beiden Theologischen Examen vor dem Evangelischen Oberkirchenrat in Karlsruhe 1893 (die sogenannte Vorprüfung mit „gut“) und 1894 (die Hauptprüfung mit „sehr gut“) ab und ging dann als Vikar für fünf Monate zum Evangelischen Diakonieverein nach Genua. Die Phase in Italien war der einzige längere Auslandsaufenthalt seines Lebens. Sie war neben den Studienstationen Erlangen und Halle überhaupt die einzige Zeit seines Lebens, die er außerhalb Badens verbrachte.

Danach begann seine klassisch-konservativ-badische Kirchenkarriere: Kühlewein wurde Vikar im von der Gemeinschaftsbewegung geprägten Lahr (April 1895–Januar 1896)⁹ und an der „positiven“ Christuskirche in Freiburg (Januar 1896–Mai 1898).¹⁰ Bereits in dieser ersten Dienstphase in Freiburg erarbeitete sich Kühlewein einen guten Ruf. Sein Mentor zeigte sich sehr zufrieden mit seiner Arbeit – und dieser war ein Pfarrer mit großer Reputation: der spätere Prälat Karl Ludwig Schmitthener (1858–1932). Er war zugleich einer führenden kirchlich-positiven Köpfe der badischen Landeskirche.¹¹ Es dürfte für den jungen Theologen durchaus karrieredienlich gewesen sein, bereits in der Vikarszeit mit einer der renommiertesten, konservativen Persönlichkeiten zusammen-

gearbeitet zu haben – und das in einer Stadt, in der die ständig wachsende Evangelische Kirchengemeinde wie andernorts auch in eine kirchlich-positive (Christuskirche) und eine liberale Richtung (Ludwigskirche) gespalten war.

Kühlewein konnte also während seiner akademischen Ausbildung und seiner ersten Gemeindeeinsätze eine respektable Breite der damals gängigen theologischen Ansätze kennenlernen. Er selbst tendierte deutlich zur positiven Theologie und trat später der konservativen „Kirchlich-Positiven Vereinigung in Baden“ (KPV) bei, die in § 1 ihrer Satzung vom 7.4.1920 ihre Ziele so umschrieb: *Die KPV in Baden will in der Evangelischen Landeskirche Badens den biblischen Glauben und die reformatorischen Bekenntnisse als Grund der Kirche erhalten, die auf diesem Grunde stehenden Glieder der Kirche sammeln und in ihrem Glaubensleben stärken sowie am Aufbau des kirchlichen Lebens mitarbeiten.*¹²

Über Jahrzehnte war das kirchliche Baden in liberale und konservative sowie vermittelnde Gruppen gespalten. Da im 19. Jahrhundert die Liberalen kirchenpolitisch lange dominant waren, intensivierten die Positiven in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts ihre Arbeit in den Gemeinden und engagierten sich im Bereich der Diakonie sehr aktiv. So gewannen sie immer mehr Wähler für sich: In die Generalsynode von 1904 entsandten sie 20, in die von 1914 bereits 26 von 56 der Mandatsträger, ehe sie nach 1918 die Mehrheit in der Synode und damit auch in der gesamten Kirchenleitung stellten.¹³ Kühlewein gehörte also kirchenpolitisch zunächst der Opposition, später der Gewinnerfraktion innerhalb der badischen Landeskirche an, was sich für seine Karriere als überaus vorteilhaft erweisen sollte.

Seine erste Pfarrstelle erhielt Kühlewein von 1898–1901 in der lutherisch geprägten Gemeinde Mauer, einem kleinen, ehemals kurpfälzischen Ort bei Heidelberg.

In dieser Phase heiratete er Elisabeth Barner (1874–1921), die Tochter des bedeutenden, romantischen Karlsruher Hoforganisten Andreas Barner (1835–1910)¹⁴, was deutlich auf eine kirchlich-bürgerliche Sozialisation beider hindeutet. Dem Ehepaar wurden sieben Kinder geboren, von denen drei Pfarrer werden sollten: Wolfgang (*1901), Paul Gerhard (*1904) und Theodor *Berthold* (*1906).¹⁵

Die Mannheimer Jahre – der Streit um die Spende der Familie Lanz

Nach der Zeit im beschaulichen Mauer zog die Familie Kühlewein in die pulsierende Industriemetropole Mannheim, wo der junge Theologie für acht Jahre Hausgeistlicher des Diakonissenmutterhauses Mannheim wurde.¹⁶ Ein komplett neues Arbeitsfeld forderte ihn nun heraus, in einer Stadt, die von Großunternehmen wie der „Badischen Anilin- und Soda-Fabrik“ (BASF), die später nach Ludwigshafen verlegt wurde, der „Benz & Cie. Rheinische Gasmotorenfabrik in Mannheim“ (1883) und der „Heinrich Lanz AG“, Hersteller von landwirtschaftlichen Maschinen, ebenso geprägt wurde wie von einer gut organisierten Arbeiterschaft sowie von einem ambitionierten Kulturleben. 200.000 Menschen lebten in der Stadt am Rhein. Das liberale Bürgertum, das Lothar Gall beispielhaft am Beispiel der Familie Bassermann erforscht wurde, prägte die Stadt.¹⁷ In der über Jahrzehnte wachsenden Stadt erlebte auch die evangelische Kirche eine Gründerzeit und baute in den Jahrzehnten von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkrieges zwölf neue Kirchen, was übrigens zu veritablen Schulden führten.¹⁸ Kirchenpolitisch do-

minierten in der Gesamtgemeinde Mannheim die Kräfte des liberalen, kulturprotestantischen Flügels.¹⁹ Auf Seiten des sozialen Protestantismus engagierten sich dagegen vornehmlich positive Kräfte wie die Pfarrer Theodor Greiner und Theodor Achtnich.

Kühlewein kam also in eine Stadt, die kirchenpolitisch sehr deutliche Spaltungen in konservative, liberale und später auch religiös-sozialistische Gruppen²⁰ aufwies. Der sogenannte Apostolikumsstreit bewegte die Gemüter.²¹

Kühlewein mischte bei diesem Streit im Jahre 1904 publizistisch mit. Im Korrespondenzblatt kommentierte er sehr kritisch die liberalen Initiativen zur Bekenntnisfrage.²² Er positionierte sich auch in der Auseinandersetzung um den neuen badischen Katechismus, wohl ein Kristallisationspunkt seiner Resistenz gegen liberale Veränderungen in Kirche und Theologie.

Mit dem Wechsel 1901 nach Mannheim, übernahm Kühlewein in jungen Jahren seine erste Leitungsposition. Er wurde nicht nur Hausgeistlicher, sondern auch Vorsteher des positiv geprägten Diakonissenmutterhauses.²³ Es scheint, als ob diese Stelle diejenige war, die am besten zu seinem frommen, ausgleichenden und zugleich gradlinigen Charakter passte. Er betrat die Anstalt in einer schwierigen Phase, da sein Vorgänger im Unfrieden mit den Diakonissen geschieden war und sein direkter Vorgänger nur für kurze Zeit das Haus hatte befrieden können. Kühlewein konnte durch ein kluges seelsorgerliches, organisatorisches und kirchenpolitisches Agieren das Haus in ruhigeres Fahrwasser führen. Dadurch gewannen die Anstalt – und er selbst – deutlich an Renommee. Kühlewein zur Seite stand seit 1902 die gebildete, tiefgläubige und entscheidungsstarke Oberin Antoinette von Carisien.²⁴ Diese Doppelspitze bezeichneten Zeitgenossen rückblickend etwas pathetisch als „Gottesgeschenk“²⁵ und „stille Segenszeit“²⁶.

Die Anstalt entwickelte sich positiv, was sich an den steigenden Eintrittszahlen junger Diakonissen nachlesen lässt. In Kühleweins Amtszeit wuchs die Zahl der Diakonissen von 67 auf 91 heran. Neue Gemeindediakoniestationen wurden unter seiner Ägide in Mosbach (1901), Bödingen, Neckarzimmern, Adelsheim (1902) gegründet, das Magdalenenasyl nördlich des Neckars 1903 eröffnet. 1905 folgte eine neue Station in Steinsfurt, 1906 weitere in Villingen und Rheinau, 1908 in Eppingen und eine erste Kinderschule in Laudenbach sowie Stationen in Lohrbach und Auerbach bei Mosbach – von Um- und Erweiterungsbauten in Mannheim ganz zu schweigen. Großspenden aus der Bürgerschaft Mannheims waren keine Seltenheit.²⁷ Bis zur Übergabe an seinen Nachfolger, Pfarrer Friedrich Haag, am 1. September 1909 hatte Kühlewein also einen maßgeblichen Beitrag geleistet, damit das Diakonissenmutterhaus aus kleinen Anfängen zu einer respektablen Größe des Mannheimer und badischen Sozialwesens heranwuchs.

Zudem bewältigte er 1905 eine überaus heikle Herausforderung, die für seinen weiteren Werdegang prägend und für das Haus finanziell wie theologisch spannungsreich war. Im Zuge der zahlreichen Expansionen stand auch der Bau eines neuen, modernen Krankenhauses auf der Tagesordnung. Bei diesem Thema zeigte Julia Lanz (1843–1926), die Witwe des berühmten Mannheimer Industriellen und Mäzens Heinrich Lanz²⁸, großes Interesse, den Diakonissen zu helfen. Die Vizepräsidentin des badischen Frauenvereins und spätere erste Ehrenbürgerin Mannheims²⁹ bot dem Diakonissenmutterhaus eine Spende von 600.000 Reichsmark an. Ihr 1905 verstorbener Gatte Heinrich Lanz hatte in seinem letzten Willen festgehalten, dass vier Millionen Reichsmark den Armen und Kranken Mannheims zu Gute kommen sollten. Ein evangelisches Hospital zu bauen, lag also auf der Linie des Testaments.

Julia Lanz und noch intensiver ihre Tochter Helene Röchling (1866–1945) gehörten nicht nur zu den großen Philanthropinnen der Region, sondern förderten auch maßgeblich die Aktivitäten des Anthroposophen Rudolf Steiners. Im liberalen theologischen Denken der Damen Lanz und Röchling ließen sich Protestantismus und Anthroposophie leicht verbinden. Ein erweckliches Christentum, wie es in Kreisen der Kaiserswerther Diakonie oder in positiven Kreisen gepflegt wurde, war ihnen fremd. Deshalb knüpfte Julia Lanz an ihre Spende zwei Bedingungen: Erstens sollte die Spenderfamilie in den Vorstand des Diakonissenhauses einziehen, zweitens sollte religiöse Unterweisung im angedachten Krankenhaus unterbleiben, drittens sollte Geistlichen aller Konfessionen der freie Zugang zu den Patienten ermöglicht werden.³⁰ Während Kühlewein, Achtnich und von Carisien wohl bei Punkt 1 und 3 verhandlungsbereit gewesen wären, widersprach ein Ende jeglicher evangelistisch-seelsorgerischen Tätigkeit ihren Grundüberzeugungen.³¹ Das Thema beschäftigte die kirchlichen und diakonischen Kreise sehr, wurde auch im Kreise der Kaiserswerther Diakonie intensiv diskutiert. Die Führungsfiguren um Kühleweins sahen in diesem Erbangebot eine *Erprobung unseres religiösen Fundaments*³² bzw. eine Herausforderung an den *den positiv christlichen Charakter unseres Hauses*.³³ Sie lehnten die Spende folglich ab. Sie wussten das Präsidium der Kaiserswerther Generalkonferenz hinter sich, also das zentrale Organ der Mutterhausdiakonie.³⁴ Aus Sicht der Generalkonferenz war Mannheim ein zentraler Ort der kirchenpolitischen Auseinandersetzung, an dem es galt, die Avancen des theologischen Liberalismus einzuhegen.

Die klare Entscheidung brachte Kühlewein und seinen Mitstreitern in kirchlich-positiven Kreisen viel Renommee, in liberalen Zirkeln nur Unverständnis und Ablehnung.

Faktisch führte die theologiepolitische Entscheidung zu einem Stopp der großen Baupläne. Zum Neubau eines Diakonie-Krankenhauses kam es erst 1961, während Julia Lanz in eigener Verantwortung das Heinrich-Lanz-Krankenhaus baute, das ab 1907 schnell den Ruf als modernste Klinik Badens erlangte und in dem auch zahlreiche Ärzte arbeiteten, die sich der Anthroposophie anschlossen.

Pfarrer in Karlsruhe und Freiburg

Nach dem Ende seiner Mannheimer Ära, wurde Kühlewein von 1909 bis 1921 nach Karlsruhe versetzt, arbeitete dort als Stadtpfarrer der Altstadtgemeinde, predigte also in der Stadtkirche am Marktplatz sowie in der Kleinen Kirche.³⁵ Kühlewein folgte Hugo Schwarz (1872–1927), der hier von 1905–1909 gewirkt hatte und dann nach Freiburg gegangen war.³⁶ In dieser Zeit bildete er 17 Vikare aus.³⁷ Zudem scheint er ein gutes Verhältnis zum großherzoglichen Hof gepflegt zu haben.

Auch Karlsruhe war eine wachsende Metropole, die 1901 die Zahl von 100.000 Einwohnern übersprang und war Heimat zahlreicher Industrieunternehmen, was auch die Abhängigkeit der Stadt vom badischen Hof lockerte. Die sozialen Probleme jener Zeit waren trotz der Aufbruchstimmung nicht gelöst. So stellte etwa die hohe Arbeitslosigkeit die Kommune vor große Probleme.³⁸ Wohlfahrtsstaatliche Themen beschäftigten deshalb auch Kühlewein. Er gehörte dem Verwaltungsrat des Kinderrettungshauses „Hardtstiftung“ an, war Vorsitzender der Stadtmission und förderte die volksmissionarische kirchliche Jugendarbeit.³⁹

Seine Phase als Stadtpfarrer wurde auch durch den Ersten Weltkrieg geprägt. Da Karlsruhe eine Stadt der Rüstungsindustrie war und in unmittelbarer Nähe zu Frankreich lag, wurde sie Ziel der damals neuartigen Luftangriffe.⁴⁰ 14 Bombardierungen erlebte die Stadt. Der Luftkampf war eine neue militärische Spielart. Die militärische Luftabwehr war noch nicht ausgebaut, Luftschutzkeller fehlten, so dass im Laufe der Angriffe mehrere Hundert Menschen starben. Besonders schrecklich war der Angriff am 22. Juni 1916, der über 70 Kinder zum Opfer fielen. Eine ökumenische Trauerfeier in Anwesenheit der Fürstenfamilie und vieler Geistlicher beider Großkirchen – unter ihnen auch Kühlewein – brachte eine breite öffentliche Anteilnahme. Die Ansprachen an jenem Tage zielten weniger auf das individuelle Leid als auf den nationalen Durchhaltewillen.⁴¹

Kühlewein war zweifelsfrei in den Kriegsjahren seelsorgerlich stark gefordert. Er selbst nahm nicht direkt am Krieg teil, wurde zunächst unabhkömmlich gestellt, 1914 doch zum Landsturm einberufen, allerdings zum zweiten Aufgebot ohne Waffe.⁴² Er erhielt 1915 das Eiserne Kreuz⁴³ und 1916 das badische Kriegshilfekreuz, das allerdings massenhaft verliehen wurde.⁴⁴

Im Juli 1921 verließ Kühlewein die Stadt – und wurde mit reichlich Prominenz in einem Festgottesdienst verabschiedet. Die „Badische Presse“ schrieb, dass Kühlewein als treuer Seelsorger und für sein Engagement in der Inneren Mission Anerkennung erhielt.⁴⁵

Der nun nicht mehr ganz junge, allseits anerkannte Theologe arbeitete in den Jahren 1921 bis 1924 an der „positiven“ Christuskirche Freiburg, die er bereits aus seiner Vikarszeit kannte. Kurioserweise wurde Kühlewein – wie bereits in Karlsruhe – erneut Nachfolger von Pfarrer Hugo Schwarz.

Wir wissen über die kurze Freiburger Zeit recht wenig. Sicher ist, dass er vier Vikare ausbildete, darunter auch den kirchlich-positiv stark engagierten Hermann Weber (1892–1937), der sein Nachfolger an der Christuskirche werden sollte. Der talentierte Theologe war auf dem besten Weg zu einer großen kirchlichen Karriere, starb aber bereits 1937. Er wurde nach dem Vikariat schnell Generalsekretär der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung in Berlin (1921–25), heiratete die Tochter des 1917 drei Monate regierenden, kirchlich engagierten Reichskanzlers Georg Michaelis (1857–1936).⁴⁶ Weber bewegte sich in besten Kreisen, scheute Auseinandersetzungen nicht, galt als kluger Kopf und gehörte im Dritten Reich der Bekennenden Kirche und dem widerständigen „Freiburger Kreis“⁴⁷ an, dessen Mitglied Kühlewein nicht war. Er dürfte jedoch die Protagonisten gut gekannt haben.

Unter privaten Vorzeichen stand die Zeit in Südbaden unter keinem guten Stern, starb hier bereits im ersten Jahr doch Kühleweins Frau: Beide schienen eine glückliche Ehe geführt zu haben. Bis zu seinem Tode ging Kühlewein keine weitere Ehe ein.

Kühleweins kirchenpolitisches Engagement in Synode und Kirchlich-positiver Vereinigung

Die Karlsruher und die Freiburger Jahre ließen den mittlerweile angesehenen Theologen sukzessive im kirchlich-positiven Lager aufsteigen und sich stärkeres kirchenpolitisch engagieren. Er baute mit seinen Mitstreitern die KPV nach dem Ersten Weltkrieg organisatorisch um, erhöhte damit ihre Schlagkraft als Kirchenpartei und schärfte ihr theologisches Profil.

Kühlewein, der nie ein großer Publizist, wohl aber ein leidenschaftlicher Prediger war, erläuterte 1920 in der Schrift Titel „Warum nennen wir uns kirchlich-positiv?“⁴⁸ seine Grundüberzeugungen und die seiner Kirchenpartei. Darin arbeitete er klar ein konservatives Luthertum mit evangelistischer Note heraus, die er mit der Ablehnung von Sozialismus, Liberalismus, Subjektivismus und Nihilismus verband. Mit seinen liberalen oder vermittlungsorientierten Mitchristen verband ihn die Hochschätzung der Kirche als Glaubens- und Gemeinschaftsraum. Dank seines friedfertigen Wesens und seinem diplomatischen Gespür gelang es ihm, auch schwerwiegende kirchenpolitische Konflikte – etwa in der Synode – konstruktiv zu einem Ausgleich zu bringen.

In der Zeit von 1914–1924 war er Mitglied der Generalsynode bzw. Landessynode. Kühlewein war Berichterstatter des Kulturausschusses, der den Auftrag erhielt, ein neues Kirchenbuch und eine neue Konfirmationsordnung zu entwickeln, Fragen der Agenda und des Katechismus zu beraten. 1918/19 arbeitete er im Verfassungsausschuss an der Neugestaltung der badischen Kirchenverfassung mit.

Im Grunde war Kühlewein zwischen 1914 und 1946 an fast allen relevanten kirchlich-kirchenpolitischen Entscheidungen beteiligt: Von 1914 bis 1924 als Synodaler bzw. Synodales Mitglied der Kirchenregierung, danach als Prälat und Landesbischof.

Die revolutionären Umbrüche 1918/1919 und die neue Kirchenverfassung

Der Ausgang des Ersten Weltkriegs brachte für die badische Landeskirche – wie für alle anderen Landeskirchen auch – das Ende der großherzoglichen Herrschaft und damit auch des kirchlichen Summepiskopats.⁴⁹ Zwar gab es auch in Karlsruhe Forderungen der Sozialdemokratie nach Abschaffung der Monarchie, und es bildeten sich auch im November 1918 Soldatenräte in größeren badischen Städten. Während am 9. November 1918 die Revolution ausbrach, dauerte es aber bis zum 11. November 1918, ehe erste revolutionäre Gruppen das Karlsruher Schloss belagerten und die großherzogliche Familie zur Flucht trieben. Am 22. November verzichtete Friedrich II. schließlich auf seinen Thron – und schloss in seine Abdankung auch nachfolgende Generationen mit ein. Eine breit aufgestellte Koalitionsregierung unter dem Mehrheitssozialdemokraten Anton Geiß übernahm die Regierungsgeschäfte und bereitete eine verfassungsgebende Nationalversammlung vor. Der Übergang vom einen zum anderen Staats- und Regierungssystem gestaltete sich weniger revolutionär als in anderen Staaten des Deutschen Reiches.

Ähnliches galt für die evangelische Kirche, deren Spitzenvertreter stets ein enges Verhältnis zur Monarchie gepflegt hatten. Formal stimmte der scheidende Großherzog im Kontext seines Thronverzichts auch der Übertragung seiner kirchenrechtlichen Befugnisse auf den Oberkirchenrat zu. Ein entsprechendes Gesetz trat am 11. Dezember 1918 in Kraft. Der Präsident des Oberkirchenrats Eduard Uibel und Prälat Ludwig Schmitthenner, der jahrelang auch Seelsorger der großherzoglichen Familie war, dankten dem scheidenden summus episcopus und pflegten auch in den Folgejahren gute Kontakte zur ehemaligen Herrscherfamilie.⁵⁰

Im Zuge der Verfassungsänderung passte sich die badische Landeskirche schnell an die neuen Verhältnisse an und kämpfte etwa für den Erhalt klassischer kirchlicher Errenschaften wie der Theologischen Fakultät an der Universität Heidelberg, der Kirchensteuer, dem konfessionellen Religionsunterricht.

Artikel 18 der am 21. April 1919 beschlossenen, neuen badische Verfassung, die am 13. April 1919 per Volksabstimmung angenommen wurde,⁵¹ hielt die Gleichstellung der Religionsgemeinschaften und Kirchen fest, gewährte ihnen innere Autonomie und schloss den Übertrag von Kirchenbesitz in Staatshände aus. Interessanterweise forderten im Sommer 1919 der Evangelische Oberkirchenrat und der Oberrat der israelitischen Gemeinde gemeinsam gegenüber dem Landtag die Gleichberechtigung der Frauen beim aktiven und passiven Wahlrecht für religiöse Gremien sowie bei der Kirchensteuererhebung. Sie wollten ihre eigene Rechtsgrundlage an die neue staatliche Verfassung adaptieren. So kam es zur stimmlichen Gleichberechtigung der Frauen bei der Wahl zur verfassungsgebenden Generalsynode 1919, die im Herbst eine Kirchenverfassung erarbeitete. Sie trat zu Ostern 1920 in Kraft trat. Unter den Autoren findet sich auch Julius Kühlewein.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der badischen Kirchengeschichte, dass mit diesem neuen Gesetzeswerk – stärker als etwa auch in der benachbarten württembergischen Landeskirche – ein regelrechter Kirchen-Parlamentarismus eingeführt wurde. Hintergrund dieser Entwicklung war auch auf diesem Gebiet eine sehr starke kirchliche Orientierung an der staatlichen Verfassungsordnung für Baden. Nach der badischen Kirchenverfassung wurde die Landessynode (bisher Generalsynode genannt) wie eine „kirchliche Volksvertreterin“⁵² konstruiert und bildete ein echtes kirchenpolitisches Machtzentrum. In § 93 Abs. 1 heißt es deutlich: *Die Landessynode als kirchliche Volksvertretung ist die Inhaberin der der Landeskirche innewohnenden Kirchengewalt.*

Sie – und ihr analog auch die Kirchengemeinderäte – wurde nach dem Prinzip des Verhältniswahlrechts gewählt, was zur Bildung klarer Kirchenfraktionen führte. Die Landessynode wählte die Kirchenregierung als *oberste[s] Organ der Leitung und Verwaltung der Landeskirche*. Sie bestand aus dem Kirchenpräsidenten als Vorsitzenden, der auch den Evangelischen Oberkirchenrat (EOK) leitete und die Kirche nach außen vertrat, seinem Stellvertreter, dem Prälaten als geistlichem Leiter und sechs gewählten Synodalen.⁵³ Die Kirchenregierung war dem Evangelischen Oberkirchenrat (EOK), der *aus dem Kirchenpräsidenten als Vorsitzenden, dem Prälaten der Landeskirche, dem Stellvertreter des Präsidenten und der erforderlichen Zahl weiterer geistlicher und weltlicher Räte* bestand (§ 123, Abs. 2 KV), vorgeordnet. Der Kirchenpräsident wurde von der Landessynode gewählt. Er war für die Geschäftsführung des Oberkirchenrates verantwortlich. In allen zur Zuständigkeit des Oberkirchenrates gehörenden Angelegenheiten stand ihm das alleinige Entscheidungsrecht zu (§ 124 Abs. 1 KV). Die Mitglieder des Oberkirchenrates wurden von der Kirchenregierung unter Zustimmung des Präsidenten ernannt (§ 123 Abs. 3 KV).⁵⁴

Zur Einführung des Amtes eines Landesbischofs konnte sich die verfassungsgebende Synode nicht durchringen.⁵⁵ Der Prälat als Seelsorger der Seelsorger, als geistlicher Leiter der Landeskirche war eine Art Ersatz-Bischof.⁵⁶ Sein politischer Einfluss schwand nach 1919, da mit der neuen Landesverfassung das Zwei-Kammer-Parlament zugunsten eines Einkammerparlaments abgeschafft wurde, weshalb der Prälat seinen Platz im Parlament verlor.

Um den theologischen Charakter des Amtes zu unterstreichen, gehörte der Prälat auch nicht mehr der Synode an und fungierte auch nicht mehr als Stellvertreter des Kirchenpräsidenten. Er war ihm gegenüber aber als Mitglied des EOK weisungsgebunden. Er

Erik Wolf (1902–1977)

Rechtsdenker aus christlicher Existenz

ALEXANDER HOLLERBACH †

Der Bezugsrahmen für ein Lebensbild von Erik Wolf ist einerseits die Kirchen- und Theologiegeschichte, andererseits die juristische Wissenschaftsgeschichte. Aber schon in Betracht der Lebensdaten: 1902 bis 1977 – sie umfassen genau drei Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts – ist offenkundig, dass sich bestimmende Faktoren auch aus der allgemeinen geistig-politischen Situation in dieser Zeitspanne mit ihren komplexen Entwicklungen ergeben. Das stellt hohe Anforderungen. Kann dem die nachfolgende Darstellung¹ genügen und damit einer Persönlichkeit gerecht werden, die sich ihrerseits um die Biographik auf dem Felde der Jurisprudenz in so reichem Maße verdient gemacht hat?

I.

Erik Wolfs Biographie zeigt von allem Anfang an Elemente der Vielfalt und der Spannung. Ein authentischer Bericht von ihm, der sich im Nachlass findet, lässt das deutlich hervortreten, entstammt Wolf doch einer sozusagen doppelten Mischehe, einer konfessionellen und einer nationalen.

Geboren bin ich am 13. Mai 1902 in dem von meinen Eltern erbauten Haus Adolphshöhe zu Biebrich a. Rh., einer heute der Kurstadt Wiesbaden eingemeindeten, damals noch hessen-nassauischen ehemaligen Residenzstadt. Getauft wurde ich auf die Vornamen Franz Erik. Mein Vater, der Chemiker Dr. Franz Wolf aus Bad Homburg v. d. Höhe, gehörte der römisch-katholischen Kirche an, meine Mutter Gertrud, geb. Burckhardt aus Basel, der evangelisch-reformierten. Mein väterlicher Großvater betrieb eine kleine Fensterrahmenfabrik, zu der die urgroßväterliche Schreinerei sich ausgewachsen hatte. Seine Ehefrau Maria, geb. Sauer, entstammte, wie alle väterlichen Vorfahren, einer eingesessenen katholischen Handwerker- und Bauernfamilie; nur der Urgroßvater betätigte sich als landgräfllich hessen-homburgischer Hofmusikus. Mein mütterlicher Großvater, Dr. Johann Jacob Burckhardt aus Basel, war Jurist; er hat seinem Heimkanton als Staatsanwalt, Richter und Mitglied der Regierung gedient, zeitweilig stand er, wie schon sein Vater es tat, an ihrer Spitze. Er und seine Ehefrau Esther, geb. Burckhardt, gehörten einem altbaslerischen Geschlecht an, das sich in allen Gliedern seit der Reformation zur Confessio helvetica posterior gehalten hat. Auch ich bekenne mich zum evangelisch-reformierten Glauben, in dem ich zu Basel unterrichtet und konfirmiert worden bin.

Konfessionell-kirchlich blieb Wolf eindeutig zugeordnet, aber ebenso blieb das Katholische nie aus seinem Interessenkreis ausgeblendet. Staatsangehörigkeitsrechtlich war er kein „sujet mixte“, doch konnte er sich bisweilen in seinem Denken und Fühlen auf sein „Halbschweizertum“ berufen. Davon abgesehen aber ermöglichte ihm diese Abkunft und Herkunft eine Vertrautheit mit dem Alemannischen. Es war im wahrsten Sinne seine Muttersprache, er war sozusagen ein „native speaker“.

Vielfalt und Spannung: Aber auch dunkle Seiten und leidvolle Erfahrungen gehören von früh an zu Erik Wolfs Leben. So hält er fest: *Meine langwierige Erkrankung an Lungentuberkulose machte Kuren in St. Moritz, Grindelwald, Arosa und Davos seit dem zehnten Lebensjahr notwendig.* Das führte zu großen Unterbrechungen der Schulzeit, *nicht zuletzt infolge der im Herbst des ersten Kriegsjahres erfolgten Übersiedlung meiner Mutter nach Basel.* Offenbar haben sich die Eltern getrennt.

Der Kontakt mit dem Vater blieb aufrechterhalten bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs hinein, als er im Herbst 1943 in Berlin einem Bombardement zum Opfer fiel. Mit der Mutter blieb Wolf eng verbunden, lebte doch diese bei ihrem Sohn, seit er mit der Habilitation die Grundlage für seine Karriere gelegt hatte. Doch starb sie alsbald nach der Übersiedlung nach Freiburg im Frühjahr 1931.

Diese Konstellation hat für Erik Wolfs Leben noch in anderer Hinsicht Bedeutung. In Rostock, wo er 1928 seine erste Professur bekam, wurde Fräulein Olga Never aus Kröpelin, damals zwanzigjährig, zur Betreuung von Wolf und seiner Mutter als Wirtschaftlerin engagiert. Sie diente Erik Wolf auch nach dem Tod von Mutter Wolf, und 1944 schloss er mit ihr, seiner „Lebenskameradin“, wie er sie in jener Zeit einmal nannte, die Ehe, die freilich kinderlos blieb. Sie war ihm eine ganz wesentliche Stütze, eine kluge und herzlich-fromme Frau, die später von keinem geringeren als Karl Barth mit großem Lob bedacht wurde: *Ich versäume nie, wenn auf Dich die Rede kommt, ihr ganz besonderes Lob zu singen. Sie gefiel mir zehnmal besser als die anderen Professorenfrauen, die ich dort sah [...].* Auch meinte er, sie sage *immer unfehlbar die richtigen Dinge.*²

Zum familiären Umfeld gehört noch ein Bruder, Johann Peter. Er war sechs Jahre älter als Erik Wolf und wirkte lange Jahre als Gymnasiallehrer für Biologie in Basel. Für seinen Bruder Erik war er ein anregender Gesprächspartner, vor allem in naturwissenschaftlichen Fragen.

II.

Wegen der erwähnten besonderen Umstände wurde Erik Wolf während seiner Schulzeit meist durch Privatunterricht ausgebildet. Die obersten Klassen absolvierte er am Privatschulhaus Humboldtianum in Basel. Der Reifeprüfung stellte er sich allerdings als Extraneus in Frankfurt am Main, und zwar im Herbst 1920 vor einer Prüfungskommission des Provinzialschulkollegiums.

Man muss sich Erik Wolf als hochbegabten, geistig äußerst sensiblen, für alles Wahre und Schöne in Literatur und Kunst aufgeschlossenen Abiturienten vorstellen. Schon damals beginnend und sich dann im Laufe der nächsten Jahre verstärkend setzte er sich vielfältigen Anregungen und Einflüssen aus. Namen wie Graf Keyserling, Rudolf Steiner, Stefan George, Friedrich Gundolf und Eberhard Grisebach kommen hier ins Spiel. Groß war sein Interesse für die literarische Moderne. Deshalb standen, was die Studienwahl anlangt, die Zeichen wohl eher in Richtung Philosophie bzw. Literatur- oder Kunstwissenschaft. Aber, so bekennt Wolf, *es war ein gewaltsamer, in fast asketischem Selbsterziehungseifer gefaßter Entschluß, als ich 1920 um der mir unabweisbar erscheinenden ethisch-sozialen Zeitverantwortung willen Jurist wurde.* Er meinte auch, dabei habe eine Rolle gespielt, dass seinem *durch vieljährige Krankheit und verlorenes Elternhaus [...]* gefährdeter unruhig-

schwankender Charakter ein angeborenes Bedürfnis nach haltender Form, maßgebender Disziplin und absichernder Vornehmheit der Lebensführung geeignet habe. Kurzum: er suchte offenbar Bodenhaftung.

Wolf begann sein Studium in Frankfurt am Main. Im ersten Semester war er für Volkswirtschaftslehre, Geschichte und Philosophie eingeschrieben, aber schon ab dem zweiten Semester studierte er im Hauptfach Jurisprudenz. Als erste bedeutende Persönlichkeit begegnete ihm dort der Strafrechtler und Rechtsphilosoph Max Ernst Mayer. Vom vierten bis siebten Semester setzte er das Studium der Rechtswissenschaft in Jena fort. Er schloss es nicht mit der Ersten Juristischen Staatsprüfung, sondern (nur) mit der Promotion ab. Grundlage dafür waren die von Franz Wilhelm Jerusalem betreute Studie *Die Entwicklung des Rechtsbegriffs im reinen Naturrecht* und die mündliche Prüfung, die am 28. Februar 1924 erfolgte. Danach zog es ihn nach Heidelberg, wo er in zwei weiteren Semestern philosophische Studien betrieb, bevor er im Herbst 1925 Privatassistent von Professor Alexander Graf zu Dohna wurde, einem kultivierten Gelehrten des Strafrechts und der Rechtsphilosophie und einer zugleich politisch engagierten Persönlichkeit. Ein Jahr später konnte er die Stelle eines Fakultätsassistenten übernehmen und seine Habilitationen weiter vorantreiben, jetzt unter der Obhut von Gustav Radbruch, nachdem Graf Dohna nach Bonn berufen worden war. Grundlage der Habilitation für Strafrecht und Rechtsphilosophie war die Schrift *Strafrechtliche Schuldlehre*, die sich noch ganz in den Bahnen des Neukantianismus bewegte. Ein dickes Brett bohrte Wolf auch mit seiner Antrittsvorlesung über „Verbrechen aus Überzeugung“. Als ob man in der akademischen Szene auf ihn gewartet hätte: noch am Tag der Antrittsvorlesung, am 30. April 1927, wurde er vom preußischen Kultusminister mit der Vertretung eines vakanten ordentlichen Lehrstuhls für Strafrecht und Rechtsphilosophie in Kiel betraut. Drei Semester wirkte er dort. Die wichtigste Frucht dieser Zeit war wohl die Begründung eines lebhaft-freundschaftlichen Austauschs mit Gerhart Husserl, der mithilfe Erik Wolf eine andere philosophische Dimension, nämlich die der Phänomenologie, zu erschließen. Und nicht von ungefähr fiel in diese Zeit eine erste Begegnung mit Martin Heidegger, der zu einer Gastvorlesung nach Kiel gekommen war.

III.

Zum 1. Oktober 1928 erhielt Wolf einen Ruf als Ordinarius nach Rostock – mit seinen 26 Jahren war er damals jedenfalls im juristischen Bereich der weitaus jüngste Ordinarius in Deutschland. Schon zum Sommersemester 1930 erfolgte aber sozusagen ein Rück-Ruf nach Kiel, doch musste man ihn dort alsbald weiterziehen lassen, denn bereits zum 1. Oktober 1930 trat er in Freiburg die Nachfolge von Johannes Nagler an. Die offizielle Umschreibung seiner Professur lautete: Strafrecht, Strafprozessrecht, Rechtsphilosophie, Allgemeine Rechtslehre und Gefängniskunde. Der besondere Lehrauftrag für Gefängniskunde hat bald auch institutionell einen Niederschlag gefunden. Wolf gründete nämlich ein „Seminar für Strafvollzugskunde“, ein deutliches Zeichen für sein Interesse an einer Erstreckung der Kriminalwissenschaften über den Bereich von Theorie und Dogmatik hinaus. In diesem Zusammenhang darf auch gesehen werden, dass er von 1937 an bis zum Ende des Krieges in Strafsachen als Hilfsrichter am Landgericht Freiburg tätig war.

Im strafrechtstheoretischen und kriminalpolitischen Diskurs der damaligen Zeit ist Wolf mit Schriften hervorgetreten, die mit dem Konzept eines „autoritär-sozialen Strafrechts“ gegenüber liberal-reformerischen Tendenzen der Weimarer Zeit auf Distanz gingen, aber auch rechtsstaatliche Sicherungen schwächer gewichteten. Doch erlahmte sein wissenschaftliches Interesse am Strafrecht mehr und mehr. So pflichtbewußt er seine Aufgaben als Strafrechtslehrer an der Universität erfüllte: ein größeres wissenschaftliches Werk auf diesem Gebiet kam nicht zustande. Die Gewichte haben sich mehr und mehr in Richtung Rechtsphilosophie und Kirchenrecht verschoben.

IV.

Schicksalsjahr 1933: Dieses und das folgende Jahr wurden für Wolf eine Zeit der Irrungen und Wirrungen, aber auch der zunehmenden Klärung seiner Position und der Festigung seiner kirchlichen Existenz.

Unter dem am 21. April 1933 neu gewählten Rektor Martin Heidegger, dem er aufs Stärkste vertraute und dem er treu – Kritiker sagten: abgöttisch – ergeben war, wurde er Mitglied des Senats und als solches ein enger Mitarbeiter des Rektors. Später ernannte ihn dieser zum Dekan der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät. Doch hat er dieses Amt nur ein halbes Jahr ausgeübt. Am 23. April 1934 ist er nach dem Rücktritt Heideggers vom Amt des Rektors seinerseits mit allen anderen Dekanen zurückgetreten, nachdem das Experiment einer Umgestaltung der Universitätsverfassung als gescheitert gelten musste. Die komplexen Vorgänge, die ihr Epizentrum in der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät hatten, können hier nicht ausgebreitet werden. Sie brachten für Erik Wolf erhebliche Misshelligkeiten mit sich. Erhellend dürfte das Urteil des Philosophen Max Müller sein, der Erik Wolf freundschaftlich verbunden war und als Zeitzeuge sich geäußert hat: *Zunächst wurde Wolf [...] von seiner Fakultät desavouiert, weil er sich gewissermaßen als unreflektierter Heidegger-Schwärmer zu entpuppen schien. Gemeinsam hatte er mit Heidegger, daß die Partei ihm absolut fremd blieb. Wolf ließ sich, ursprünglich ein Anhänger Georges, auch von romantischen Vorstellungen leiten. Ihn faszinierte, wie Heidegger, die Großartigkeit des Geschehens, ja, bei ihm kam noch ein gewisser Ästhetizismus hinzu.*³ Man darf hinzufügen: Erik Wolf erhoffte sich für Staat und Gesellschaft eine Überwindung der lähmenden sozialen Zerklüftung, für die Universität die Auflösung von traditionalistischen Verkrustungen und die Stärkung des korporativen Geistes im Dienst einer alle Mitglieder erfassenden, leistungsorientierten Arbeitsgemeinschaft.

Die Ereignisse des Jahres 1933 haben Erik Wolf vor die Herausforderung gestellt, sich mit dem Nationalsozialismus auseinanderzusetzen, den er bis dahin so gut wie nicht beachtet hatte. In seiner Sensibilität, und, wenn man so sagen darf, jugendlichen Suggestibilität konnte er sich dessen schwerlich erwehren. Auf der Ebene geistig-wissenschaftlicher Auseinandersetzung wird das dokumentiert in je zwei Schriften, die einerseits das Rechts- und Staatsdenken im Allgemeinen, andererseits das Verhältnis von Nationalsozialismus und evangelischer Kirche zum Gegenstand haben. Sie sind getragen von der optimistischen Erwartung, es komme zu einer Erneuerung von Rechtsdenken und Rechtspraxis im Dienst des Volkes, d. h. dessen sozialer Befriedung als Voraussetzung für die Überwindung der

Krise der bürgerlichen Gesellschaft. In dieser Zielrichtung wird auch der Versuch unternommen, Nationalsozialismus und evangelisches Christentum, autoritären Führerstaat und Kirche in ein positives Beziehungsverhältnis zueinander zu bringen. Doch gibt es in diesen Schriften nirgendwo Totalaffirmation. Dass Volk und Staat der Rechtfertigung durch die höchste Autorität Gottes bedürfen, wird mehrfach hervorgehoben, oder es wird deutlich warnend ausgesprochen, dass im Gedanken des totalen Staates *eine Tendenz zur Selbstautorisierung und Selbstrechtfertigung, ja zur Selbstvergottung liegt*.

Es ist freilich ein Leichtes, in diesen Schriften Passagen und Formulierungen zu finden, die im Stil der damaligen „Wendeliteratur“ aus heutiger Sicht erschreckende Fehleinschätzungen und Irrtümer offenbaren. So zollt Erik Wolf offensichtlich der Blut- und Boden-Ideologie Tribut und rechtfertigt etwa „Artgleichheit“ zu Lasten der prinzipiellen Gleichheit aller Menschen. In Verbindung mit Veränderungen seiner kriminalpolitischen Auffassungen hat dies auch zu einer Entfremdung zwischen ihm und seinen Lehrern Alexander Graf zu Dohna und Gustav Radbruch geführt, ganz zu schweigen von dem Bruch der intensiven Freundschaft mit Gerhart Husserl. Es ist aber zu betonen: diese Schriften sind Episode geblieben. Wolf hat diese Linie nicht weiterverfolgt oder gar systematisch ausgebaut, sondern sich zunehmend davon abgekehrt. Den 1937 vollzogenen Eintritt in die NSDAP, der schon nicht mehr ins Bild passte, hat er als Formsache betrachtet, sich im Übrigen aber jeglicher Aktivität für die Partei enthalten.

V.

Für die zunehmende Distanzierung von den ideologischen Zeitströmungen spielte Wolfs Engagement in der und für die Kirche eine maßgebende Rolle. Seit seiner Berufung nach Freiburg hatte sich seine religiöse Existenz gefestigt. Dabei war ihm die Einbindung in eine konkrete Gemeinde wesentlich, ebenso die Bereitschaft zur Übernahme von synodaler Mitverantwortung. Er gehörte zu der von Pfarrer Hermann Weber geleiteten Christuspfarrei, war Mitglied des Kirchengemeindeausschusses und dann des Kirchengemeinderats. Vor allem aber: Er war Mitglied der Kirchlich-positiven Vereinigung und grenzte sich damit von den kirchlichen Liberalen und den religiösen Sozialisten ab. Erst recht distanzierte er sich von den mehr und mehr erstarkenden Deutschen Christen.

Zudem gab es nun ein anderes Element in der Entwicklung von Erik Wolf, das ihm half, Distanz zu gewinnen und klare Position zu beziehen. Unter dem 12. September 1933 wurde er vom Erweiterten Oberkirchenrat in die Synode der Evangelisch-protestantischen Landeskirche Badens berufen, ein erster Schritt kirchlichen Engagements über die Ortsgemeinde hinaus. So gehörte er als Mitglied der Fraktion der Positiven der neugebildeten Landessynode an. Bei ihrer ersten und einzigen Sitzung, die vom 4. bis 6. Juli 1934 stattfand, stimmte er mit seiner Fraktion gegen die Eingliederung der Landeskirche in die „Reichskirche“ und konnte damit das Vorhaben der Deutschen Christen zu Fall bringen, freilich nur für wenige Tage, da mit deren Mehrheit die ordentliche Landessynode aufgelöst wurde und eine neue, ausschließlich deutsch-christlich beherrschte Versammlung am 14. Juli 1934 das Einigungswerk beschloss. Jedenfalls aber hatte Erik Wolf für seinen Widerstand gegen reichskirchliche Gleichschaltung und ideologische Überfremdung ein Zeichen gesetzt.

Für synodale Aktivitäten in Karlsruhe war hinfort zwar kein Raum mehr. Aber in zwei Funktionen hat er weiterhin der Landeskirche gedient. So wurde er am 4. März 1935 zum Beisitzer des kirchlichen Verwaltungsgerichts bestellt, am 14. Januar 1941 zum Vorsitzenden der Disziplinarkammer der Landeskirche.

Unverändert blieb seine Mitarbeit an der Basis. Ja sie bekam durch die Mitgliedschaft im Freiburger Ortsbruderrat der Bekennenden Kirche sozusagen eine neue Qualität. In dieser Eigenschaft hat Wolf selbst in Freiburg und Umgebung zahlreiche Bekenntnisgottesdienste gehalten. Dem Einsatz für die Bekennende Kirche ist es auch zuzurechnen, dass Erik Wolf im Februar 1936 in die Verfassungskammer der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche berufen wurde, wo er sich maßgebend an der Ausarbeitung des Entwurfs einer Übergangsordnung der DEK beteiligte. Wir sehen Erik Wolf nun also erstmals auch in einer den orts- und landeskirchlichen Kontext übergreifenden Institution.

Die kirchliche Tätigkeit im Inneren drängte auf Ergänzung durch Aktivitäten nach draußen, zur Ökumene hin. Schon seit 1935 ist Erik Wolf Mitarbeiter des Ökumenischen Rates für praktisches Christentum in Genf gewesen. 1937 sollte er an der zweiten Konferenz von „Faith and Order“ in Edinburgh teilnehmen. Aber der Staat ließ ihn, wie die anderen Vertreter aus der Bekennenden Kirche, nicht ausreisen.

Im Übrigen hat die aktive Mitarbeit in der Bekennenden Kirche zu zahlreichen persönlichen Kontakten geführt und ein gewisses Netzwerk entstehen lassen. So hat Erik Wolf durch die Erstattung eines Rechtsgutachtens über den Kanzel-Paragraphen zur Verteidigung Martin Niemöllers beigetragen, als dieser in einen Strafprozess verwickelt war. Auch Constantin von Dietze, dem man 1937 wegen der Abhaltung eines Bekenntnisgottesdienstes in Potsdam den Prozess gemacht hat, hat er juristischen Beistand geleistet.

Von da an datieren enge Beziehungen zu von Dietze, und auch zu Gerhard Ritter ergab sich ein vergleichsweise enges kollegiales Verhältnis. Das hat Erik Wolf dann auch in den Freiburger Bonhoeffer-Kreis geführt, der 1942 im Auftrag der Vorläufigen Leitung der DEK eine Denkschrift über die politische und soziale Neuordnung Deutschlands nach dem Krieg ausgearbeitet hat. Dieser Denkschrift war als Anlage 1 ein Abschnitt „Rechtsordnung“ beigefügt, den Erik Wolf gemeinsam mit Franz Böhm verfasst hat. Die Teilnahme an diesen Aktivitäten musste ihn natürlich auch der Gestapo verdächtig machen. Man witterte Beihilfe zum Hochverrat. So wurde er im Herbst 1944 im Zusammenhang mit der Verhaftung von Dietzes und Ritters mehrere Stunden von Spezialbeamten aus Berlin vernommen und mit Gewaltmaßnahmen bedroht: *Er kenne ja als Rechtsgelehrter aus der Rechtsgeschichte die Mittel, mit denen man einem Geständnis nachhelfen könne.*⁴ Man hat sich übrigens damals darüber gewundert, dass nicht auch Erik Wolf und Walter Eucken verhaftet wurden.

VI.

Im Bereich der Wissenschaft hat sich Erik Wolf in den 30er Jahren und in der Zeit des Krieges weiter profiliert. Wie schon bemerkt, ist dabei das Strafrecht mehr und mehr zurückgetreten. Dagegen hat er mit dem 1939 erschienenen Buch *Große Rechtsdenker der*

deutschen Geistesgeschichte ein historiographisches Meisterwerk geschaffen, eine Geschichte des Rechtsdenkens und der Rechtswissenschaft in Lebensbildern bedeutender Juristen, von denen hier etwa Ulrich Zasius, Friedrich Carl von Savigny und Otto Gierke genannt seien. Bezogen auf die damalige politische Situation, vor allem die Herrschaft der NS-Ideologie, hat dieses Buch das andere Deutschland zur Sprache und zur Geltung gebracht, das Deutschland einer von Antike, Christentum, Humanismus, Aufklärung und Idealismus geprägten Rechtskultur, in deren Repräsentanten sich in unterschiedlicher Weise Rechtsethik verkörperte. Dass dieses Buch trotz der notorischen Papierkontingentierung 1944 in einer erweiterten Zweitaufgabe erscheinen konnte, unterstreicht den Rang dieses Werkes. Es hat Erik Wolf auch im Ausland bekannt gemacht.

Einen neuen Akzent setzte Erik Wolf mit Studien zum Rechtsgedanken in der Dichtung Adalbert Stifters, Friedrich Hölderlins, Johann Peter Hebels und Annette von Droste-Hülshoffs. Sie lassen mit ihren tiefgründigen, philosophisch orientierten Interpretationen ebenfalls bewusste Resistenz gegen ideologische Verfälschung und politische Instrumentalisierung erkennen. Diese Studien sind 1946 in dem Werk *Vom Wesen des Rechts in der deutschen Dichtung* zusammengefasst worden.

Nicht zuletzt gehören in diese Schaffensperiode die ersten Beiträge Erik Wolfs zur Diskussion über die Grundlagen des Kirchenrechts. Dass das Kirchenrecht mit dem Wesen der Kirche in Widerspruch steht, diese berühmte These Rudolf Sohms hat er zurückgewiesen und eine Konzeption entwickelt, die auf eine spezifisch theologische Begründung des Kirchenrechts, ja des Rechts überhaupt hinführte. Dabei wird auf der Linie der Barmer Erklärungen der unauf löbliche Zusammenhang von Recht und Bekenntnis betont, und es wird im Grunde die Frage Karl Barths nach dem inneren Bezugsverhältnis von Rechtfertigung und Recht vorweggenommen. Im Einzelnen wird das Leitbild einer bruderschaftlichen Kirchenverfassung entworfen.

VII.

In der vielberufenen „Stunde Null“ steht im Wirken Erik Wolfs zunächst ganz das kirchlich-theologische Engagement im Vordergrund. Er gehört *in ecclesiasticis* zu den Männern der ersten Stunde und darüber hinaus der ersten Jahre. Es ist atemberaubend, wenn man sich unter Berücksichtigung der schwierigen Zeitverhältnisse auch nur die Fakten vergegenwärtigt: Am 1. August 1945 nimmt er an der sogenannten Oberländer synodalen Zusammenkunft in Freiburg teil und hält dort das wegweisende Hauptreferat über *Die legitime Neuordnung der Kirchenleitung in Baden*. Am 15. August wird bekannt gemacht, dass er zum Mitglied des Erweiterten Oberkirchenrats ernannt wurde. Vom 21. bis 24. August nimmt er an der gesamtdeutschen Bruderratstagung in Frankfurt am Main teil. Anschließend ist er zusammen mit Gerhard Ritter inoffizieller Teilnehmer an der Kirchenführer-Konferenz in Treysa, wo er zum Vorsitzenden eines fünfköpfigen Ordnungsausschusses berufen wurde. Schließlich sehen wir ihn Ende November (27. bis 29.11.) bei der vorläufigen Landessynode in Bretten. In diesen zeitlichen Kontext gehören auch die ersten Kontakte mit Karl Barth. Dessen erste Besuche in Freiburg datieren vom 2. und 17. Juli 1945 – eine stabile Freundschaft wächst, für Erik Wolf eine Ermutigung in seinem kirchlich-theologischen Engagement.

Und so geht es weiter: 1946 wird er in aller Form Mitglied der Landessynode und des sog. kleinen Verfassungsausschusses der Badischen Landeskirche. Im gleichen Jahr beruft man ihn zum Vorsitzenden des Spruchsenats zur Wiederherstellung eines bekenntnisgebundenen Pfarrerstandes. Über den engeren kirchlichen Kreis hinaus führte eine weitere Aktivität. Erik Wolf war für einige Monate eine wesentliche Stütze der sog. christlichen Arbeitsgemeinschaft in Freiburg, einer lockeren Vereinigung von katholischen und evangelischen Christen. Aus deren Zusammenarbeit ist eine Reihe von Dokumenten und Zeugnissen über *Das christliche Deutschland 1933 bis 1945* erwachsen, wo Erik Wolf die evangelische Sparte herausgeberisch betreute und wo sich die engen Kontakte mit Reinhold Schneider, die schon in der Kriegszeit begründet worden waren, als hilfreich erwiesen haben. Diese „christliche Arbeitsgemeinschaft“ wurde zur Keimzelle der „badisch-christlich-sozialen Volkspartei“, der ersten überkonfessionellen Partei in diesem Land. Aus ökumenischer Gesinnung und zugleich in sozialetisch-politischem Verantwortungsbewusstsein hat Erik Wolf Starthilfe geleistet, sich dann freilich nicht mehr aktiv parteipolitisch betätigt.

In ganz besonderer Weise ist nun aber daran zu erinnern, dass Erik Wolf zu den Vätern der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland von 1948 gehört. Mit Hermann Ehlers und Heinz Brunotte bildete er den auf der zweiten Kirchenversammlung in Treysa (5./6. Juni 1947) eingesetzten vorbereitenden Verfassungsausschuss, der die Grundlagen dafür legte, dass am 13. Juli 1948 auf der Kirchenversammlung in Eisenach der Text der Grundordnung verabschiedet werden konnte. Als bald danach schloss sich, fast könnte man sagen: als Krönung, eine Mission an, die bei ihm tiefe Eindrücke hinterließ. Ende August 1948 nämlich nimmt er als offizieller deutscher Delegierter an der konstituierenden Versammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam teil. Dafür gab es im Übrigen insofern eine spezifische Legitimation, als sich Erik Wolf davor schon mehrfach für die Mitarbeit im ökumenischen Studienzentrum in Bossey bei Genf engagieren ließ. Der Nachlass enthält das komplette Manuskript einer im Februar/März 1947 dort gehaltenen Vorlesungsreihe zum Thema „Die bekennende Kirche in Deutschland und das ökumenische Problem der Erneuerung der Kirche“. All das war für die Heidelberger Theologische Fakultät Anlass genug, Erik Wolf im Herbst 1948 mit der Ehrendoktorwürde auszuzeichnen.

Von der Jahreswende 1948/49 an braute sich allerdings ein Gewitter zusammen, das sich in einem Schreiben an den Präsidenten der Landessynode vom 4. Juli 1949 entlud. Erik Wolf erklärte seinen Rücktritt von allen kirchlichen Ämtern. Bestimmte Vorgänge in der badischen Landeskirche wertete er als „kalte Lutheranisierung“ und als Bedrohung der Konsensus-Union. Er fühlte sich insbesondere *in liturgicis* in seiner reformierten, aber eine echte Union durchaus bejahenden Grundhaltung bedrängt. Eigentlich müsse er, so bekannte er öffentlich, als Ältester und Synodaler die drückende Last einer klaren Opposition eines in seinem Gewissen und auf sein Bekenntnis begründeten Widerstandes auf sich nehmen. Er fühle sich aber körperlich dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen, wenn nicht die Erfüllung seiner Berufspflichten darunter leiden solle. Das war ein Schock, und viele taten sich schwer, diesen Schritt zu verstehen.

Mit diesem Rücktritt endeten die offiziellen Beziehungen Erik Wolfs zur Landeskirche. Davon unberührt blieb seine Mitgliedschaft in der Ortsgemeinde. Unberührt blieb aber

auch sein Interesse am Gedeihen der evangelischen Studentengemeinde unter den Pfarrern Otto Kirschbaum und Konrad Jutzler. Und auch nach oben hin entspannte sich mit der Zeit die Situation, nicht zuletzt seit Beginn des Wirkens von Günther Wendt im Karlsruher Oberkirchenrat, der sich in seinen rechtstheologischen Grundauffassungen stark von Erik Wolf inspirieren ließ.

VIII.

Für die wissenschaftliche Arbeit von Erik Wolf seit 1945 bedeutete es eine günstige Weichenstellung, dass alsbald sein Lehrauftrag neu umschrieben wurde, und zwar mit der Formel „Rechts- und Staatsphilosophie, Geschichte der Rechtswissenschaft und Kirchenrecht“. Hinzu kam die Errichtung eines Seminars für Rechtsphilosophie und evangelisches Kirchenrecht. Erik Wolf war also nicht mehr für das Strafrecht verantwortlich. Die Ablehnung zweier Rufe nach Hamburg und Göttingen und das Wohlwollen der badischen Kultusverwaltung in der Person Leo Wohlebs haben diese Entscheidung begünstigt. Damit war auch institutionell eine klare Basis für das weitere wissenschaftliche Wirken geschaffen.

Die literarischen Früchte blieben nicht aus. Sechs Bände umfasst das Werk *Griechisches Rechtsdenken*. Es bemüht sich, motiviert von starken Impulsen, die von Martin Heidegger ausgingen, die Gründungsphase der abendländischen Rechts- und Staatsphilosophie in der griechischen Antike durch unmittelbare Verarbeitung der Quellen in Gestalt der maßgebenden Texte zu erfassen, insbesondere mittels akribischer Rechtswortanalyse. Mit der Schrift *Das Problem der Naturrechtslehre*, zuerst 1955 und dann noch einmal in zwei weiteren Auflagen erschienen, hat Wolf in die damals lebhaft geführte Naturrechtsdebatte orientierend und klärend eingegriffen. Auch der Bestseller „Große Rechtsdenker“ ist noch zweimal neu aufgelegt und dabei um das wertvolle Kapitel über Gustav Radbruch erweitert worden. Nicht vergessen sei ein kleines Kabinettsstück, das ihm 1953 mit der Schrift *Fragwürdigkeit und Notwendigkeit der Rechtswissenschaft* gelang.

Mit anderen Werken hat er die kirchenrechtlich-rechtstheologische Linie seines Schaffens ausgezogen, zuerst mit der Schrift *Rechtsgedanke und biblische Weisung* von 1948, ein aussagekräftiges Zeitdokument. In der programmatischen Schrift *Recht des Nächsten* von 1957 hat Erik Wolf dann seine Konzeption von einer Theologie des Rechts entfaltet, ein rechtsethisches Manifest auf christlich-theologischer Grundlage, übrigens mit einer für die damalige Zeit bemerkenswerten Offenheit für die ökologische Dimension der *conditio humana*. Ein *opus magnum* wurde schließlich *Ordnung der Kirche* (1961). Das Erscheinen dieses Buches war ein wissenschaftsgeschichtliches Ereignis ersten Ranges. Nach langem „Unterbruch“ wurde erstmals wieder eine in den juristischen Fakultäten beheimatet gewesene alte deutsche kirchenrechtliche Tradition lebendig, nämlich die systematische Darstellung sowohl des katholischen als auch des evangelischen Kirchenrechts aus einer Hand, und dies jetzt vor dem Hintergrund einer gemeinsamen Behandlung allgemeiner „Dimensionen“ und der historischen „Genesis“, d. h. einer ausgreifenden Darbietung einer soziologischen, theologischen und historischen Grundlage. Der Untertitel lautet „Lehr- und Handbuch des Kirchenrechts auf ökumenischer Basis“. Erik Wolf hätte lieber gesagt „in ökumenischer Ausrichtung“. Die rechtstheologische Grundkon-

zeption kommt naturgemäß im evangelischen Teil des Buches voll zum Tragen und überwindet dort den Sohmschen Kirchenrechtsnegativismus nicht nur im Grundsatz, sondern auch in vielen Einzelheiten. Die Leitgedanken aus der allgemeinen Rechtstheologie, nämlich „biblische Weisung“ und „Nächstenrecht“ sind hier mit der theologisch anspruchsvollen These vom „bekennernden Kirchenrecht“ und mit der Erkenntnis der christokratisch-bruderschaftlichen Grundstruktur der Kirche auf fruchtbare, auch rechtssystematisch ausgemünzte Weise zusammengefügt. Mit Sicherheit hat es Erik Wolf eine große Ermutigung auf dem Weg zur Ausarbeitung seines Kirchenrechts bedeutet, dass Karl Barth in seiner „Kirchlichen Dogmatik“ für das Thema „Ordnung der Gemeinde“ sich Wolfs schon in seinen früheren Schriften entwickelten Grundgedanken völlig zu eigen machte, für diesen eine Art Ritterschlag. Deshalb ist sein Kirchenrecht im Ganzen gewiss nicht einfach „barthianisch“, wohl aber fließt ihm aus der reformierten Traditionskomponente ein hohes Maß an engagierter Entschiedenheit und auch an kritischer Potentialität zu. Das verleiht ihm im Verhältnis zu den anderen großen Entwürfen einer evangelischen Rechtstheologie, wie sie Johannes Heckel und Siegfried Grundmann einerseits, Hans Dombois andererseits vorgelegt haben, ein besonderes Prägemaß. Dabei dürfte es offenkundig sein, dass das Kirchenrecht dasjenige Feld geworden ist, auf dem der Philosoph und Theologe, der Historiker und Jurist in Erik Wolf aufs Glücklichste zusammenstimmen. Er hat, wie Günter Wendt es einmal treffend formuliert hat, die „Lebensganzheit“ des Kirchenrechts erfasst und zu luzider Darstellung gebracht.

IX.

Erik Wolf war ein Gelehrter klassischen Typs. Vorlesung und Seminar einerseits, die häusliche Bibliothek und der häusliche Schreibtisch andererseits waren seine Welt. Darin waren Bücher, Papier und Schreibmaschine die wesentlichen Requisiten. Seine Publikationen waren in hohem Maße die Früchte seiner Lehrtätigkeit. Wissenschaftliche Betriebsamkeit verabscheute er. Jedenfalls in der Nachkriegszeit hat er nicht mehr an Tagungen oder Kongressen teilgenommen. Mehr und mehr entwickelte er eine Scheu vor der Öffentlichkeit. Für Studenten war es nicht ganz einfach, an ihn heranzukommen. Man musste eigene Initiative entwickeln, um direkten Kontakt mit ihm zu gewinnen. Wenn das gelang, waren Begegnungen mit ihm eine große Bereicherung. Dass er aber die Förderung von Studenten und wissenschaftlichen Nachwuchskräften immer im Auge hatte, kommt besonders deutlich in zwei Engagements zum Ausdruck: in Freiburg war er bis 1933 und dann wieder von 1946 bis 1948 Vertrauensdozent der Studienstiftung des Deutschen Volkes. Zum anderen war er jahrelang Vorsitzender der universitären Kommission, die über Fragen des Gebührenerlasses zu entscheiden hatte, eine Tätigkeit, der vor allem in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine große Bedeutung zukam.

X.

Erik Wolfs Leben und Wirken ist aufs Engste mit Freiburg verbunden. Es darf aber nicht vergessen werden, dass in seiner Biographie das Jahr 1959 eine bedeutsame Weichenstellung mit sich brachte. In diesem Jahr ist er nämlich nach Oberrotweil im Kaiserstuhl

Horst Weigt (1912–1997)

Prediger zwischen Verlust und Neubeginn

JOHANNES EHMANN

Horst Weigt, Pfarrer, Dekan und Prälat der badischen Landeskirche war ein besonderer Mann – nämlich einer der wenigen, die als Flüchtlinge „Karriere“ gemacht und sich landeskirchenweit und auf Ebene der EKD ein hohes Ansehen erworben haben. Beides war nicht zufällig: Geradlinigkeit und Anpassungsfähigkeit kennzeichnen den gebürtigen Ostpreußen, der zwangsläufig Badener wurde, wie auch den preußischen Lutheraner, der ökumenische Weite erlebte und auch vertrat. Verkraftung des Heimatverlustes und Wille zum Neuanfang der Evangelischen Kirche nach 1945 treten im Leben Weigts mikroskopisch vor Augen: *What is left for beginnig again?*¹ – diese Selbstanfrage legte eine amerikanische Reportage dem Mannheimer Pfarrer in den Mund, um persönliches Geschick und den Willen zu neuer kirchlicher Arbeit in der zerstörten Mannheimer Innenstadt zu charakterisieren. In der verrußten Sakristei, inmitten der Ruine der Konkordien- und später der hölzernen Notkirche hielt Weigt Gottesdienst und leitete das Glaubensbekenntnis mit Worten ein, die ihrerseits ein Bekenntnis zum Frieden und zur Ökumene beinhalteten: *Now let us unite over all barriers and frontiers, oceans and mountains, with our Christian brethren the world over, in confession of our common faith [...]*.²

*Lebenslauf bis zum Beginn der Mannheimer Tätigkeit*³

Horst Weigt ist am 29. Oktober 1912 in Königsberg in Ostpreußen geboren worden. Über seine Herkunft ist nichts Genaueres bekannt. Seit dem vierten Lebensjahr lebte er in Tiegenhof (Westpreußen) bei den Großeltern. Dort besuchte er auch die evangelische Volksschule, die den begabten Schüler so weit heranbildete, dass er ein Schulstipendium erwerben und in die Quinta des dortigen Realgymnasiums eingeschult werden konnte. Am 3. März 1932 legte er das Abitur mit Auszeichnung ab. Weigt engagierte sich in der evangelischen Jugendarbeit und der „Deutschen Freischar“, wodurch er in Zusammenstöße mit der damals im Aufbau befindlichen Hitlerjugend geriet. Dem eigenen Wunsch wie auch dem der Mutter folgend nahm Weigt am 19. April 1932 in Königsberg das Studium der evangelischen Theologie auf. *Meine Lehrer waren vorwiegend Prof. Schniewind, Lic.[entiat] Iwand, in dessen Lutherstift ich in meinem ersten Semester Tischgast war[,] und Lic. Vogelsang, bei dem ich sämtliche für die Aufnahme in die ‚Studienstiftung des Deutschen Volkes‘ erforderliche Zwischenprüfungen ablegte.* Weigt begegnete also bereits zu Beginn des Studiums wichtigen Vertretern des lutherischen Flügels der Bekennenden Kirche (BK) wie dem später Kieler, dann Hallenser, dann von den Nationalsozialisten relegierten Neutestamentler Julius Schniewind (1883–1948) und Hans Joachim Iwand (1899–1960), der nach seiner Königsberger Lehrtätigkeit (bis 1934, dann Riga) 1935 das Predigerseminar der BK in Ostpreußen übernahm.⁴ In dessen „Lutherstift“, eigentlich „Lutherheim“,

einem Konvikt mit 15 Plätzen wurden v. a. Luthers Vorlesungen studiert, darunter die von dem ebenfalls genannten Erich Vogelsang neu erschlossene (1930) Hebräervorlesung Luthers von 1517/18. Vogelsang freilich war eifriger Nationalsozialist und Angehöriger der Deutschen Christen (DC).

Um sein Studium zu finanzieren war Weigt ein knappes Jahr (bis April 1933) als Erzieher des Sohnes eines Königsberger Mediziners tätig, was ihm die Unterkunft sicherte; seit dem Sommer 1935 war er durch Aufnahme in die Studienstiftung finanziell unabhängig.

Bereits im Sommer 1933 wechselte Weigt nach Heidelberg; das zunächst favorisierte Tübingen schien ihm keinen engen Kontakt zu den Professoren einer zahlenmäßig großen Fakultät zu gewährleisten. Solchen erwünschten Kontakt erfuhr Weigt hingegen über seinen Heidelberger Kontaktdozenten der Studienstiftung, Heinz-Dietrich Wendland (1900–1992), von 1929 bis 1936 Professor für Neues Testament und Sozialethik. Die soziale und v. a. ökumenische Prägung seiner Theologie dürfte Weigt in seinem intensiven Kontakt mit Wendland erfahren haben, der auch durch einen einsemestrigen Studienaufenthalt in Berlin (Sommer 1934) nicht unterbrochen wurde. Auch die politischen „Rücksichten“, die Weigt klar benennt, haben seine Überzeugungen offenbar nicht korrumpieren können: *Dr. Wendland gab mir die Möglichkeit, als sein Privatsekretär seine wissenschaftliche Korrespondenz zu führen, ihm bei der Herausgabe seiner Kirchlich-sozialen Blätter zu helfen und führte mich zudem nach meiner Rückkehr aus den USA in die ökumenische Arbeit ein, sodass ich u. a. an der von Prof. [Adolf] Deissmann [1866–1937] geleiteten Vorbereitungstagung in [Berlin-]Dahlem für die letzte ökumenische Tagung teilnehmen durfte und als Jugenddelinquant für Edinburgh in Aussicht genommen war [II. Weltkonferenz für Glaube und Kirchenverfassung 1937].⁵ Als ständiger Bezieher des ökumenischen Presse- und Nachrichtendienstes bin ich auch dem Ökumenischen Rat für praktisches Christentum [Life and Work] in Genf bekannt. [...] Nach Übernahme der [scil. durch die] Studienstiftung des Deutschen Volkes war ich genötigt, in die Studenten-SA einzutreten, da ich sonst von der Liste der Reichsstipendiaten gestrichen worden wäre. Ich habe dem Heidelberger Studententurmsturm bis Juni 1935 angehört, wurde dann wegen Auslandsstudiums entlassen und bin nie wieder in die SA eingetreten.*

Der Entfernung aus der SA folgte der o. g. Studienaufenthalt in den USA, den (und die begleitenden Zwänge und Möglichkeiten) Weigt anschaulich beschrieben hat: *Auf Empfehlung von Dr. Wendland wurde ich von Dr. [Friedrich Wilhelm] Krummacher [1901–1974] vom Kirchlichen Aussenamt Berlin im Rahmen des Deutschen Akademischen Austauschdienstes im September 1935 auf zwei Semester an das Princeton Theological Seminary in Princeton, N.[ew] J.[ersey] USA geschickt, wo ich im Mai 1936 bei Prof. Dr. Zwermer mit einer Arbeit über den universalistischen Gehalt der Psalmen zum magister theologiae promovierte. [...] Um mir infolge der Devisenkürzung dennoch die Möglichkeiten für Reisen im Lande zu schaffen, habe ich als Klubkellner, Nachtportier, Programmverkäufer und nach Semesterabschluss als Hilfsarbeiter im Local Government Survey gearbeitet und ausserdem zwei amerikanischen Missionaren aus Guatemala geholfen, das NT ins Mam – einer der noch bestehenden 24 Majadialekte [–] zu übersetzen. Ich konnte mir auf diese Weise eine sehr vielseitige Kenntnis von Land und Leuten wie auch eine gute Beherrschung der Sprache erwerben. Ausserdem habe ich fast während meines gesamten Aufenthaltes in den USA die deutsche*

protestantische Gemeinde in Sommerville, N. J. als ihr Pfarrer betreut. In Princeton war ich Mitglied der örtlichen Studengruppe des YMCA [CVJM].

Zum Winter 1936/37 kehrte Weigt ein drittes Mal nach Heidelberg zurück, um sein Studium zu beenden. Im März legte er sein Erstes Examen in Danzig ab, trat also zum Dienst in der danzig-westpreußischen Kirche an und nicht in der ostpreußischen, der er entstammte. Sein Vikariat versah Weigt seit 1. Mai 1937 in Danzig-Langfuhr, dann in Neuteich bei Danzig. Die damit verbundene umfangreiche schulische Tätigkeit trug Weigt die Erwartung ein, der NSDAP beizutreten. Aufgrund dieser gesteuerten Erwartung wurde er als „Anwärter“ bezeichnet, war jedoch kein Mitglied. Im Oktober 1938 bis März 1939 trat Weigt in das Predigerseminar der preußischen Kirche in Frankfurt/Oder ein. Am 22. September legte er das Zweite Examen ab. Bereits zuvor war Weigt zum Pfarrverwalter der Gemeinde in Groß Lesewitz bei Danzig ernannt worden. Am 8. Oktober wurde er durch den westpreußischen Bischof Johannes Beermann (1878–1958) ordiniert. In Groß Lesewitz erlebte er den Ausbruch des Krieges; die Gemeinde wählte ihn ins Gemeindepfarramt zum 1. Januar 1941, ein Amt, das Weigt nie antreten konnte, da er zum Februar 1940 zum Wehrdienst bei der Truppe einberufen wurde.

Während seiner insgesamt drei Heidelberger Studienaufenthalte dürfte Horst Weigt seine Frau Irma Klewer aus Schwetzingen kennengelernt haben. Am 28. Mai 1940 heirateten sie und wurden in Oftersheim, dem Wohnort der Brauteltern getraut. Das Paar übersiedelte nach Westpreußen. Am 22. Juni 1941 wurde der Sohn Jürgen in Marienburg geboren. Am 24. Januar 1945 flohen die schwangere Irma Weigt mit dem Sohn (mit der gesamten Bevölkerung von Groß Lesewitz) nach Danzig, das Irma Weigt mit Jürgen am 15. März per Frachtschiff verließ, um sich nach Oftersheim durchzuschlagen. Dort ist am 9. August 1945 die Tochter Erika geboren worden.

Horst Weigt hat als Soldat fast alle Kriegschauplätze (außer Nordafrika) kennen lernen müssen. Sein Bericht verzeichnet die Ukraine, die Krim, den Donbogen, die Kaukasusregion, Südfrankreich, Sizilien, Süditalien, Finnland, Norwegen und schließlich Norditalien. Der Lebenslauf nennt keine Kriegseindrücke oder Hinweise zur Verwendung. Nach der Kapitulation seines Heeresteils am 2. Mai 1945 fand er – offenbar waren jetzt seine Sprachkenntnisse mehr als nützlich – Einsatz als Dolmetscher für die 5. amerikanische Armee, dann als „Kriegspfarrer“ eines deutschen Arbeitsbattalions in Norditalien. Eine längere Gefangenschaft blieb ihm erspart. Bereits am 19. September 1945 wurde er nach Bayern entlassen und traf am 21. September in Oftersheim bei den Schwiegereltern und damit auch bei seiner Frau und den beiden Kindern ein.

Nur wenige Tage später, am 10. November 1945, reichte Weigt einen Antrag auf Verwendung bei der badischen Kirchenleitung ein, der die Problemlage eines Flüchtlings vor Augen führt: Mangels jeglicher Dokumente durch Kriegseinwirkung war Weigt genötigt, als Zeugen zum Nachweis seines Studiums und Pfarramtes Kommilitonen und Dozenten zu benennen. Weigt, der klar erkannte, dass eine Rückkehr nach Ost- oder Westpreußen ausgeschlossen war,⁶ bat den Oberkirchenrat um Verwendung als Pfarrer, wenn möglich in räumlicher Nähe zu seiner Familie.

Bei aller journalistischen Dramatisierung bietet die amerikanische Reportage (s. o.) einen wichtigen atmosphärischen Eindruck der nun beginnenden Mannheimer Tätigkeit Weigts *at the end of the line*⁷, die noch bis 1954 von Mangel, Unsicherheit und gesund-

heitlichen Krisen geprägt sein sollte. Der populär gehaltene Bericht wirft einen Blick auf die Situation in Deutschland kurz nach Kriegsende, aber auch darauf, dass Weigt offenbar in der Ökumene tatsächlich nicht unbekannt war. *It was a bleak night in late September 1945. A United States Army truck rumbled through the desolate streets of Mannheim, Germany. With a screech, it came to a sudden halt. 'O. K., you guys', said the driver to a group men huddled in back, 'this here's the end of the line.' One by one, they stepped down into the street. Horst Weigt watched the red tail-light disappear into the darkness, and then slumped on a pile of rubble. [folgt Skizze seiner Familiengeschichte] Now for him [...] it was 'the end of the line.' [... But] One day, the bishop of Baden⁸ said to him: 'We need a man like you at Concordia Church in Mannheim. But I warn you, the sanctuary is destroyed, the city is a shambles. You'll find no place to live and practically nothing to eat. Will you go?' Weigt went.⁹*

Pfarrer an Konkordien

Weniger prosaisch stellt sich die Situation der Familie aufgrund der nüchternen Aktenlage dar. Am 15. November 1945 wurde Horst Weigt mit der Versehung des Pfarrdienstes an der traditionsreichen Konkordienkirche beauftragt. Das Wohngebiet um die Kirche war wie die barocke Kirche selbst nahezu gänzlich zerstört; allein der filigrane Kirchturm überragte das Trümmerfeld der Stadt.

Weigt bezog ein Gehalt von 250 RM zuzgl. 40 RM Kindergeld. Am 14. Januar 1946 erteilte die amerikanische Militärregierung aufgrund des Fragebogens zur Entnazifizierung einen (vorläufigen) Unbedenklichkeitsbescheid für den *Clergyman at present employed with St. Concord's Church* (!).¹⁰ Allerdings wurde beim offiziellen Bescheid der Spruchkammer vom 14. Oktober 1946 Weigt als „Mitläufer“ eingestuft und mit einer Geldsühne von RM 100.- belegt. Haben die zeitweise Mitgliedschaft in der Studenten-SA und die (ungewollte) Anwärterchaft für die NSDAP doch eine Rolle gespielt?

Zwischenzeitlich, am 4. Juli 1946, hatte Pfarrer Gottlob Hees auf die Obere Pfarrei an Konkordien verzichtet. Somit war klar, dass Weigts Pfarrdienst – nun für beide an Konkordien angesiedelte Gemeinden – unverzichtbar wurde.

Die wirtschaftliche Situation gestaltete sich außerordentlich schwierig und auch von einem Zusammenleben der Familie konnte vorerst keine Rede sein. Irma Weigt fand mit den Kindern weiterhin Unterkunft im Oftersheimer Elternhaus. Unterstützung bezog Weigt jedoch nach Antrag durch die sog. „Ostpfarrerhilfe“. Es wurden ihm 675 RM genehmigt. Zahlungen verschleppten sich. Angegebene Adressen fanden wegen der Zerstörungen keine Postzustellung oder der Adressat war tagelang nicht anzutreffen; kein Wunder: Weigts Dienstadresse war Q 2,13, die Kirche lag im Quadrat R 2, er selbst wohnte aber in F 7, 30 (altes Diakonissenhaus). Die Post ging fälschlich nach M 1, 6a, dem damaligen Dekanatsitz. Letzteres war nicht ohne Ironie. Dort, in M 1, 6a lebte Weigt wieder am Ende seines Lebens.

Am 14. Januar 1947 richtete Weigt einen Antrag nun auf offizielle Übernahme in den badischen Kirchendienst an den Oberkirchenrat. Welche Motive ihn (und andere) bewegten, wird aus seinem Anschreiben deutlich. Die Heimat war verloren und: *Nachdem ich nunmehr seit mehr als Jahres[ri]st in der Gemeindefarbeit an der Konkordienkirche tätig gewesen bin, haben sich auch meine eigenen Bedenken hinsichtlich landmannschaftlicher*

*Schwierigkeiten beim Dienst in badischen Gemeinden zum mindesten im Hinblick auf Mannheim zerstreut. Ich darf heute versichern, dass mir die Arbeit in Mannheim durch meine Herkunft aus dem Osten nicht im Geringsten erschwert worden ist. Vielmehr bin ich so in die Arbeit hineingewachsen, dass es mir sehr schmerzlich sein würde, ein neues Arbeitsfeld suchen zu müssen.*¹¹

Mit Erlass vom 24. März wurde dem Antrag stattgegeben und Weigt in den Prüfungsjahrgang 1938a eingereiht. Der Entscheidung der Kirchenleitung folgte am 9. April Weigts offizielle Bewerbung um die Untere Pfarrei an Konkordien. Am 1. Mai 1947 wurde er zum Pfarrer der Gemeinde ernannt. Weigts Antwortschreiben an den Landesbischof auf die Ernennung vom 9. Mai 1947 zeigt deutlich, welche Last dem Neuernannten genommen war, der eben – wie er schrieb – von einer Zusammenkunft mit ehemaligen westpreußischen Amtsbrüdern heimgekehrt war. In seiner Einführungs predigt am 25. Mai gab Weigt seiner Dankbarkeit auch vor der Gemeinde Ausdruck: *Dass ich heute unsere Kanzel mit besonderer Bewegung betrete, wird mir jedermann nachfühlen können. Bedeutet doch dieser Tag für mich persönlich das Ende einer Heimatlosigkeit, unter der noch Millionen von Brüdern und Schwestern zu leiden haben, und deren Schwere man wohl erst aus eigener Erfahrung ganz ermessen lernt. Zugleich aber bringt er uns die Gewissheit, dass unser gemeinsames Dienen und Arbeiten in dieser Gemeinde nun nicht mehr unter dem Fragezeichen steht, das uns oftmals bewegt hat, und das wohl auch gelegentlich Entscheidungen hindern kann, die einer längeren Frist für ihrer Verwirklichung bedürfen würden.*¹²

In den endvierziger und frühen fünfziger Jahren leistete Weigt nun die Aufbauarbeit in der östlichen Innenstadt Mannheims, die ihm in der nun wieder rasch anwachsenden Gemeinde so große Anerkennung verschafften. Zunächst in der Turmsakristei, dann in der vom Ökumenischen Rat zu Verfügung gestellten hölzernen Notkirche hielt Weigt Gottesdienste, aus Raumgründen oft mehrere, da sich die Notkirche oft als zu klein erwies. Insbesondere die Seelsorge an Heimkehrern und Flüchtlingen in Predigt und Einzelgespräch war geschätzt und konnten von dem Flüchtling Weigt authentisch praktiziert werden.

Daneben standen die organisatorischen Erfordernisse des Wiederaufbaus der Kirche und der gemeindlichen Infrastruktur. Erst Mitte 1952 war das Pfarrhaus in R 3,3 fertiggestellt, das sich als geistliches und soziales Zentrum erwies. Die Fülle an Arbeit ist kaum abzuschätzen, die Anzahl der Konfirmanden lag um 80, der Konkordienkindergarten in T 6, 36 (heute: Arche Noah) wurde errichtet. Kontakte zu den Mannheimer Diakonissen wurden gehalten.

In seinem Visitationsbescheid vom 30. April 1953 bescheinigte OKR Katz Weigt einen straffen, Gedanken weckenden und überzeugenden Religionsunterricht. Hier scheint das Charakterbild Weigts durch, der (nach damaliger Sitte) ein strenger Lehrer gewesen ist und dem zugleich ein hohes Maß an Liebenswürdigkeit eignete. Die bis ins Alter hohe und schlanke Gestalt, der alle Biederkeit abging, hat ihren Eindruck im Umgang mit Menschen nicht verfehlt.

Auch fiel Weigt nicht in Provinzialismus. Aus eigenem Antrieb und trotz der überbordenden Gemeindearbeit richtete Weigt am 5. August 1953 ein Schreiben an Katz, in dem er selbstbewusst auf seine ökumenischen und sprachlichen Kompetenzen aufmerksam machte, um auch an ökumenischen Tagungen der badischen Kirche beteiligt zu werden.

In der Tat hatte Weigt auch als Gemeindepfarrer ökumenische Kontakte gepflegt: durch Abhaltung amerikanischer Gottesdienste in Mannheim, durch Offenheit gegenüber Gemeinschaften wie des „Haus Frieden“, der Liebenzeller Mission und auch der „katholisch-apostolischen Gemeinde“.¹³ Aufgrund des überraschenden Todes eines englischen Touristen hielt er sogar eine englische Beerdigung in Heidelberg. Wer außer ihm hätte dies damals in Baden leisten können?

Der persönliche Visitationsbescheid des Landesbischofs vom 27. Dezember 1957 brachte uneingeschränkte Hochschätzung des Pfarrers und Theologen, insbesondere des Predigers zum Ausdruck, die auch von der Gemeinde geteilt wurde.

Weigt predigte lang. Die weit über seinen Tod ausstrahlende Erinnerung schätzte seine Predigten sehr, die (nach heutigen Maßstäben) außerordentlich anspruchsvoll sind. Mit klarer theologischer Überzeugung vor seelsorglichem Hintergrund entfaltete Weigt – oft mit der Kontur von Nüchternheit und Dankbarkeit – die biblische Botschaft als Lebenshilfe. Die Predigten wurden nicht als länglich empfunden, auch wenn sie nach Einschätzung der Manuskripte – oft fünf eng beschriebene Seiten – mindestens 30 Minuten in Anspruch genommen haben dürften. Der äußerlich zuweilen distanzierten Erscheinung des Predigers korrespondierte die Emotion des JA Gottes an den Einzelnen in seinen Alltagsnöten.

Weigts Wirken erfuhr Anerkennung: Am 18. Dezember 1959 wurde er durch die Bezirkssynode zum Dekanstellvertreter gewählt. Somit nahm er auf bezirklicher Ebene auch kirchenleitende Aufgaben wahr, trotz familiärer Sorgen – insbesondere um die Gesundheit seiner Frau, die 1960 einen Herzinfarkt erlitt.

Auch die ökumenische Arbeit blieb weiterhin im Blick: 1963 nahm Weigt an der Vorbereitungsstagung für die 4. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (LWB, 30. Juli bis 11. August in Helsinki) in Loccum teil. Die betont lutherische Färbung seiner Theologie (wie der Landeskirche dieser Zeit) hat Weigt nie verleugnet.

Am 9. April desselben Jahres erreichte Weigt eine erste Anfrage auf Bereitschaft zur Übernahme des Dekansamtes (Pforzheim-Stadt), die Weigt ablehnte. Die Kirchenleitung war auf den Mannheimer Theologen aufmerksam geworden, zumal ihm im Rahmen der Visitation am 21. Oktober 1963 erneut hohe Anerkennung seiner nunmehr 15jährigen Arbeit in Mannheim zuteil wurde: Gelobt wurde der Wiederaufbau und Neubau des Gemeindesaals (damals in R 3,3), seine Kunst der Predigt und die Weite des Horizonts. Seit November 1964 wirkte Weigt auch als Lehrpfarrer, eine Funktion, die er auch als Durlacher Dekan 1967 beibehielt.

Die Anstrengungen forderten ihren Preis. Am 8. Mai 1965 wurde Weigt aufgrund von Herz-Kreislaufstörungen infolge Überarbeitung eine Kur genehmigt, die aus Kostengründen als „Kur im eigenen Hause in Oftersheim“ absolviert wurde. Es dürfte sich hier wohl weniger um eine medizinische Kur als einen außerordentlichen Erholungsurlaub gehandelt haben, vielleicht auch um eine Maßnahme zur internen Selbstfortbildung, da die Landeskirche das Institut des Kontaktstudiums noch nicht kannte.

Im November 1965 wurde Weigt erneut zum Dekanstellvertreter gewählt und am 11. Februar 1966 unterrichtete Landesbischof Heidland den Mannheimer Pfarrer, ihn in die Synode berufen zu wollen. Offensichtlich wollte man seine Kompetenz (vielleicht schon im Blick auf künftige Aufgaben) nicht missen.¹⁴